

Heinrich Hansjakob

Albert Pfister

Fur Herrn Stadtpfarrer
Dr. Hansjakob

Library of Princeton University.



Germanic Seminary.

Presented by
[redacted]

£ 25/-



Heinrich Hansjakob

Heinrich Hansjakob.

Aus seinem Leben und Arbeiten

von

Albert Pfister.

Mit Illustrationen nach Originalaufnahmen und nach Photographien von Wilh. Engelberg in Haslach.



Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1901.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vorwort.

Wo alle geistigen Erzeugnisse, rasch hingeworfene Augenblickszeichnungen sowohl wie sorgfältig ausgeführte Zeitbilder, unmittelbar aus der Heimatscholle emporwachsen, genährt von Heimatluft, da müssen notwendig auch persönliche Erlebnisse des Verfassers eine besondere Bedeutung gewinnen.

Deshalb bin ich vor kurzem darangegangen, den Lebensgang Heinrich Hansjakobs, seine Schaffensart und Schaffenslust in einer Reihe von Artikeln (Illustrierte Welt Nr. 13, 14, 15 von 1901) zur Darstellung zu bringen.

Mit der Zeit aber zeigte es sich, daß hier ein Licht einzusetzen, dort ein Schatten zu verstärken war; es galt, nicht wenige Lücken auszufüllen und das Ganze zu runden. So entstand das vorliegende kleine Buch, eine Zusammenknüpfung von Lebensgang und Schrifttum.

Stuttgart, im Sommer 1901.

Albert Pfister.

Inhalt.

Anhang:



I.

Die Heimat.

Wer unter den entfernteren Anwohnern des Schwäbischen Meeres seiner Seele einen rechten Feiertag machen will, der pilgert in der ersten Frühlingszeit hinunter an den See. Sobald die Tage nicht mehr so unbestimmt hin- und herflattern zwischen trüb und sonnig, sobald die unselige Neigung zu kalt und naß einigermaßen überwunden ist, sobald der Sonnenschein sich gefestigt und seine ersten Wunder gewirkt hat, dann ist die rechte Zeit zu solcher Wallfahrt gekommen.

Friedrichshafen! — Aussteigen; denn wir kamen von Weingarten her und wollten am See hin westwärts wandern dem badischen Dorfe Hagnau zu, um den Pfarrer Hansjakob zu besuchen, der

viele Freunde unter uns zählte und im Begriff stand, durch seine eben erschienene Schrift: „Aus meiner Jugendzeit“ sich deren noch viel mehr zu erwerben. Es war im Frühjahr des Jahres 1881 und wir zogen durch junggrünen Wald, blumige Wiesen, über leichte Anhöhen dahin.

Eben hatten die Buchen ihr Laub aus der Umhüllung der Knospe herausgewickelt; ein schüchternes Grün, halb durchscheinend, zeigten die noch eine Spur von Fältelung tragenden Blätter und durch die Zweige schlüpften die Sänger, so viele ihrer italienische Vogelsteller und deutsche Katzen übrig gelassen. Eben stiegen wir die letzte kleine Anhöhe vor Hagnau hinauf, da stand urplötzlich der Pfarrherr selbst vor uns, mit seiner langen Figur und breitem Hut sich scharf am Horizont abhebend. Denn auf dem Lande pflegt man erwarteten Gästen entgegenzugehen und sie nicht erst zu begrüßen, wenn sie „näher getreten“ sind. Mit warmem Händedruck und freundlichen Augen wurden wir willkommen geheißen und verbrachten einen herrlichen Tag im Pfarrhaus am See, zu dessen Thüre uns ein gemeinschaftlicher Freund geführt hatte.

So waren wir also in die Handwerksstätte eingetreten, aus der alle die Zauber hervorgegangen sind, die der Verfasser in die Schrift „Aus meiner Jugendzeit“ eingeschlossen hat. Die früheren



Hagnau am Bodensee.

Schriften Hansjakobs, zum großen Teil politischen Inhalts, hatten uns weniger berührt. Aber durch die neue Schrift fühlten wir uns mächtig angezogen. Und zwar schon durch das Vorwort. Die Ansichten, welche hier niedergelegt sind über den Wert und die Bedeutung der Erzählungen

aus dem Volk, der verschiedenen Schilderungen des Einzellebens hat Hansjakob auch anderswo noch ausgesprochen oder doch durchfühlen lassen: „Der niedrigsten und unbedeutendsten Menschenseele Leben, Wirken und Kämpfen wäre, niedergeschrieben, ein wertvoller Beitrag zur Gottes-, Welt- und Menschengeschichte.“ — „Das Leben des einfachsten und armseligsten Menschen verdiente aufgeschrieben und veröffentlicht zu werden.“

So erhalten die Erzählungen Hansjakobs neben ihrem Reiz einen besonderen Wert; sie erscheinen als feingezeichnete kulturhistorische Bilder.

Mit aufmerksamem Ohr lauscht er auf alle, auch die unbedeutendsten und leisesten, Aeußerungen der Volksseele, wenn er im Begriff ist, uns Zeitbilder vorzuführen, Personen, Ansichten, Zustände, welche mit einem einzigen Zug oder Strich eine ganze Zeitperiode zu kennzeichnen vermögen. In jeder Werkstätte pflegt der Pfarrherr mit dem forschenden Auge einzukehren; am Schmiedefeuer, bei der einsamen Nähterin, auf der Bank vor dem Armenhause läßt er sich nieder, hoch oben im Schatten der Schwarzwaldtannen bei den Holzhauern oder am Ufer des Bodensees unter den Fischern.

Aus allen Thalwinkeln, aus Wald und Wiese, unter den Kleinstädtern und Bauern, aus Weinberghalden und Heideflächen sammelt er Studienköpfe und Skizzen zu seinen Bildern, die das Verständnis öffnen sollen für das Leben und Treiben, für das Kämpfen, Jubilieren und Trauern des Volkes im Heimatlande.

So wird Hansjakob der richtige Urkundensammler für alles das, was die Kulturgeschichte bedarf. Denn die am lautersten geschriebene Urkunde liegt in der Tiefe des Volksgemüts, in seinem Empfinden wie in der Gestaltung des Lebensgangs beim Einzelmenschen. — „O, was ist das Volk ein Meer!“ sagt Hansjakob; „und was ist es ein Genuß, in seinen Tiefen zu fischen, und in seiner großen Naturseele zu lesen! Volk und Meer, wie viele Aehnlichkeit haben sie! Das Meer als der Urquell alles Wassers ist das Blut der Erde, das Volk als der Jungbrunnen des Menschengeschlechts das Blut der Menschheit.“

Wenige Jahre nach dem Frühlingsbesuch in Hagnau ist Hansjakob versetzt worden nach Freiburg im Breisgau und lebt jetzt hier in einer Welt, die er sich für seine künstlerischen und wissen-

schaftlichen Bedürfnisse, für seinen freien, unabhängigen Geist, für seine beschaulichen Betrachtungen und seinen frommen Sinn zurechtgemacht hat.

Heute gehört er zu den beliebtesten deutschen Erzählern, ja, er ist wohl der erste unserer heutigen volkstümlichen Schriftsteller, das will sagen: er ist einer von denen, die ewige Wahrheiten, Kämpfe, Leiden und Tröstungen der Menschenseele, gute und widrige Geschicke der einzelnen aus dem Volke uns lebendig und anschaulich vorführen und zugleich umrahmen mit den Kennzeichen der Zeit wie mit den eigenartigen Farben der Oertlichkeit und umweben mit dem Zauber des Ursprünglichen.

Der alltäglichste Lebenslauf und der trockenste Haushalt gewinnt bei ihm lebendiges Interesse und auf jeder Seite liefert Hansjakob den Beweis, daß er nicht zu denen zu rechnen ist, die sich aus eigener Machtvollkommenheit zu Volksschriftstellern ernannt haben. —

Durch die Versetzung vom Ufer des Bodensees nach Freiburg ist Heinrich Hansjakob zugleich der Heimat nähergerückt worden. Er ist ein Kinzigthaler. In vielfach geschlungenem, tief eingegrabenem Thale eilt am Westabhang des Schwarz-

walds die Kinzig dem Rheine zu. Sie entspringt in der Nähe von Freudenstadt, tritt bei Offenburg in die Rheinebene und mündet bei Kehl. Wie Perlen auf einer Schnur reihen sich von alters her an ihren Ufern die Wohnplätze der Menschen mit städtischem Charakter: Schiltach, Wolfach, Hausach, Haslach, Biberach, Gengenbach. Im obern Stück des Thals, bei Schiltach und Wolfach, vermögen nur mühsam Häuser und Gassen der Enge des Thals sich anzuschmiegen. Aus der schmalen, an einzelnen Stellen fast verschwindenden Thalsohle steigen schroff die bewaldeten Hänge empor. Allmählich erbreitert sich der Thalgrund; Matten und kleine Feldstücke klettern an den Seiten hinauf und schieben den Saum des Waldes weiter zurück. Schon bei Hausach hat das Thal eine ansehnliche Breite; noch bequemer zeigt sich die Thalweitung da, wo von Süden her das Thal des Hofstetterbachs einmündet und zuletzt als wiesige Ebene mit dem Kinzigthal zusammenfließt. Auf dieser von der Natur besonders vorbereiteten Baustelle liegt das uralte Städtchen Haslach, und zwar auf dem linken, dem südlichen Ufer der Kinzig. Gegen Süden blickt die Stadt in die

weite Thalmulde von Hofstetten und Mühlenbach, von Norden her tritt die steile Weinberghalde des Herrenbergs nahe an die Kinzig heran. Bis hierher ist aus dem Rheinthal der Weinbau an der



Haslach.

Kinzig aufwärts gedrungen.

Zu diesen zwei Kennzeichen der geographischen Lage: bequeme Thalweitung und beginnender Weinbau kommt ein drittes bedeutsames: die Wegverbindung mit dem Süden über Hofstetten nach

Elzach ins Elzthal und damit in die Dreisamebene und nach Freiburg. Die Heerstraße im Kinzigthal selbst hat von jeher aus der Rheinebene bei Offenburg in die Thalspalte hereingeführt über



Marktplatz in Haslach.

Gengenbach nach Haslach und Hausach, von da einerseits über Villingen zur Donau, andrerseits über Schiltach ins Neckargebiet. In allen Jahrhunderten sind durch dies Einfallthor französische Heere gezogen, sengend und raubend, während Oesterreicher und Landestruppen, meist vergeblich,

für den Schutz des Landes zu sorgen suchten. Manche verfallene Schanze auf den Höhen von Haslach ist noch Zeuge davon.

Der älteste Teil von Haslach liegt auf der südlichen Seite, da, wo das Thal von Hofstetten hereinkommt. Hier grenzen an das Städtchen die Kampfäcker und könnten von blutigem Zusammenprallen erzählen. Noch erkennt man ein Stück der alten Stadtmauer mit einem runden Turm. Dahinter erhebt sich die Stadtkirche mit Erinnerungen an die Herrscherfamilie der Fürstenberger; eine Steinfigur (der Steinerne Mann von Hasle) stellt den Grafen Götz von Fürstenberg-Hasela dar, eine andre seine Gattin. Denn bis zum Frieden von Preßburg 1805 war Haslach fürstenbergisch. Unmittelbar an der Kirche stehen noch alte Zehntscheuern mit dem Storchennest und in einiger Entfernung das kleine Kapuzinerkloster, das heute als Armenhaus und Kleinkinderschule dient. Dicht ans Kloster stoßt die Lorettokapelle, heute dem Gottesdienst der Protestanten überlassen. Zwischen Kirche und Kloster ist der Platz zu suchen, auf dem ehemals das fürstenbergische Schloß stand; heute wird ein Teil des Platzes vom Amthaus

eingenommen. Fast kreisrund zeigt sich das alte Haslach; außerhalb des Kreises gegen Süden, aber ganz nahe am alten Stadtteil, liegt die Apotheke; weiter noch dehnt sich eine Häuserzeile gegen Osten



Kloster in Haslach.

an der Thalstraße bis zur Mühlenkapelle. Nach Norden gegen die Kinzig hin hat sich ein ganz neuer Stadtteil angesetzt. Hier liegt auch der Bahnhof (Eröffnung der Bahnlinie 1866), und einige Kamine legen Zeugnis davon ab, daß die Industrie von der bequemen Lage der Oertlichkeit

Nutzen zu ziehen sucht. Hier führt auch die Brücke über die Kinzig zunächst an den Fuß des weinreichen Herrenbergs, der gerade nach Süden ins Thal von Hofstetten schaut. An seiner pralligen Wand vorüber führt der Weg ostwärts nach dem Orte Weiler mit seinem Bergkirchhof und weiter nach Norden über den Schwarzenbachsattel ins Harmersbachthal.

Außer dem, was Kirche und Kloster geschützt haben, mag in Haslach selbst von dem ursprünglichen Alten wenig zurückgeblieben sein; denn oft genug sind die Häuser der Bürger durch Brand heimgesucht worden. Dennoch hat die vorteilhafte Lage immer wieder zur Besiedelung verlockt. Denn aus hellen Fenstern blickte von je das Städtchen in die Welt hinein. Hier that sie sich besonders weit auf, die sonst verschlossene Welt des Schwarzwalds: gegen Norden, über dem Herrenberg erhebt sich die waldreiche Höhe der Eck, gegen Westen liegt in bequemer Nähe der Strickerwald, und so gegen Süden, nach Hofstetten zu, der Bächlewald, nach Osten der Urenwald (Urwald) mit dem Urenkopf. Bequem war ins Rheinthal zu kommen, bequem über die Wasserscheide ins Elzthal und

nach dem alten Mittelpunkt Freiburg; Heerweg und Floßstraße führten vorüber.



Kirchgasse in Haslach.

So geschah es denn auch, daß die Haslacher von Alters her einen offenen Sinn erhielten für das Treiben in der Welt draußen, daß der Has=

lacher viele in die Fremde zogen und von da wieder heimkehrten, die einen so arm, als sie fortgegangen, andere aber auch gesegnet durch einen gewissen Wohlstand, alle reich an Erfahrungen und Kämpfen. Die Wirkungen des vielfachen Verkehrs und des beginnenden Weinbaus verleugnen sich nicht im Wesen der Einwohner. Der nahe Bergwald knüpft auf der einen Seite den Haslacher an die Abgeschlossenheit und Verschlossenheit des echten Wäldlers, auf der andern Seite leitet ihn seine Weinkultur, verbunden mit dem häufigen Verkehr, hinüber in das freimütig-laute Wesen des Rheinthälers. So kommt beim Haslacher zu der kernigen Natur des Schwarzwälders noch die Lust zu reden, und zwar zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Durch den Minnesänger Jörg von Güntersthal läßt uns Hansjakob seine Haslacher aus dem dreizehnten Jahrhundert also besingen:

Zuo Hasela drin im Swarzwaldt hûst
Ein stamm von gûoter art.
Der mann ist mann, und keiner zûst
Ihm ungestraft den bart.
Wehren kann jedes kind sich
Zuo Hasela an der Kinzig.

Das schafft und freit, das denkt und schwazt,
Wie grad sein Sinn ihm stât.
Ja, wer sich baß zum trinken sazt,
Hat doch ein mûl, das gât.
Die maßkrüg sind nit winzig
Zuo Hasela an der Kinzig.

Der Haslacher sind es übrigens nicht besonders viele; das Städtchen zählt heute kaum zweitausend Einwohner. Ihre Beschäftigung ist auf den Verkehr, auf den Markt, auf die Bedürfnisse des wald- und weidereichen Hinterlandes berechnet; die Mehrzahl sind also Wirte, Bäcker, Metzger, Sattler, Schuhmacher und so fort. Alle treiben daneben Landwirtschaft. „Die Menschen meiner Heimat," sagt Hansjakob, „sind Doppelnaturen, halb Bauern, halb Handwerker. Am Morgen flicken sie Schuhe, reparieren alte und machen neue Hosen, färben Zwilch, walken Strümpfe und Filzhüte, verkaufen Cichorie und Kaffee, und am Nachmittag hacken sie ihre Kartoffeln und holen ihren Klee, die Weiber gießen am Abend den Salat und die Krautköpfe in den Gärten ‚auf dem Graben' und ‚im Grün', und die Männer sitzen im Bierhaus und üben Kannegießerei. — Zwei Dinge

aber kann man meinen lieben Mitbürgern vor allem nachsagen: Es ist noch keiner aus Gram gestorben, und hat sich noch keiner zu Tod gearbeitet. Dazu kommt ausgesprochenes Talent zu



Hansjakobs Geburtshaus.

Fastnachtstücken, unerschöpflicher Witz und Galgenhumor zum Wegwerfen. Fast jeder Haslacher hat, wenn ich trivial reden soll, ein böses Maul, aber ein ehrliches, deutsches, zufriedenes und vorab lustiges Herz."

Die Hauptgeschäfte drängen sich zusammen an

der alten Heerstraße, welche durch das Städtchen zieht, insbesondere in der Bahnhofstraße (vordere Gasse). Diese führt von der Stadtkirche gegen die Kinzig hin und wird da, wo sie gegen Osten umbiegt, durch ein vortretendes Eckhaus zum Teil abgesperrt, durch das Vaterhaus Hansjakobs, das seit 1897 zu seiner Ehre eine Inschrift trägt. Hansjakob erzählt, seine Vorfahren seien in der späteren Reformationszeit, um ihren katholischen Glauben beibehalten zu können, aus Sachsen (vielleicht aus dem Elsaß) in das Gebiet der Fürstenberger herübergewandert. Die eigentümliche Rechtsanschauung: „cujus regio, ejus religio“ hat ja vielfach die deutschen Stämme untereinander geschüttelt. Durch seinen Zwang brachte jenes ruchlose Recht, ohne es zu wollen, auf dem Wege der Stammesmischung manches Wohlthätige hervor. „Vater und Mutter,“ berichtet Hansjakob, „waren als angehende Eheleute in das zur Gründung ihres Hausstandes neu gekaufte, von einem Schneider eben erbaute Haus eingezogen. Mein braver Vater war Bäcker wie der Großvater und Urgroßvater und wie seine sämtlichen Brüder. Die Zahl der Bäcker in meiner Vaterstadt ist

überhaupt Legion.“ Es giebt übrigens noch eine andere Familie desselben Namens in Haslach, die nicht verwandt ist mit der, aus welcher unser Schriftsteller hervorgegangen.

In dem günstig gelegenen Eckhause betrieb also der Vater die Bäckerei, außerdem hatte er noch die Stadtwirtschaft übernommen. Hier wurde am 19. August 1837 Heinrich Hansjakob geboren. Die Eltern scheinen ein prächtiges Paar Leute gewesen zu sein. Der Vater, ein offener, energischer Kopf, tüchtiger, weitblickender Sorger für die Seinen, trieb wie üblich neben seinem Handwerk noch die Landwirtschaft; die Mutter, ein lebensfrohes Haslacher Kind, Tochter eines Kaufmanns, rüstig mitarbeitend, aber zugleich mit hellen Augen und frommem Sinn das Wohlergehen der Ihrigen überwachend.

Unweit des elterlichen Hauses wohnte noch die Großmutter mütterlicherseits und deren unverheiratete bejahrte Schwester, die Lenebas. Als Gehilfen der Eltern sah der kleine Heinrich noch die Dienstboten im Vaterhause: die Magd Luitgarde, den Knecht, dem Stall und Futtertenne anvertraut waren, und den kleinen Bäckerjungen.

Das war die Welt, in welcher der Knabe aufwuchs.

Neben dem Herumtreiben mit den Altersgenossen, neben dem Spiel im Kiesbett der Kinzig und dem abenteuernden Wandern im Wald nahmen die Besuche bei der Großmutter und der frommen Lenebas eine immer bedeutsamere Stelle ein. Dennoch vermochte sich der lebhafte Junge, der überall seine Augen hatte, nicht den ungeteilten Beifall der Großmutter zu erwerben. Heinrich war am weißen Sonntag des Jahres 1851 aus der Volksschule entlassen worden. Da er aber immer größeren Widerwillen gegen die Thätigkeit in der Backstube zeigte, so ward beschlossen, ihn studieren zu lassen, daß heißt, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Zu dem Behuf übergab ihn der Vater dem Kaplan in Haslach. Dessen Aufgabe wurde es, den Jungen in die ersten Elemente der Wissenschaften einzuführen und zugleich zu erkunden, ob er sich überhaupt zum Studium eigne. Die Großmutter aber, die auch ihr Teil im Lebensgang des Enkels thun wollte, ließ in diesem Studiengang eine kurze Unterbrechung eintreten, um eine Wallfahrt nach Einsiedeln mit dem kleinen Studenten auszuführen

und seine Bestrebungen der Gottesmutter zu empfehlen. So geschah es auch. Ueber Berge und Thäler wanderten sie, bis sie das Ziel erreicht hatten und wieder von da heimkehrten. So gerne hätte der für alles empfängliche Junge während der Reise mit der Großmutter über die Gegend geplaudert, die vor seinen Augen lag; aber da hieß es, mit dem frommen Mütterlein fleißig den Rosenkranz beten. „Offen gestanden," schreibt er später, „hat mir damals der Rosenkranz, den wir noch oft gebetet, bis wir heimkamen, die ganze Reisefreude getrübt. Erst die Not hat mich im späteren Alter den Rosenkranz wieder beten und lieben gelehrt."

Damals aber wurde der kleine Heinrich bei der Heimkehr von Einsiedeln arg im Elternhause verklagt. Nie werde ein Geistlicher aus ihm, berichtete die Großmutter; denn er habe sich auf der Wallfahrt gar so „irreligiös" benommen. Trotz allem aber und auf Fürsprache des Kaplans blieb es dabei: er sollte Geistlicher werden.



II.

Lehrjahre und Jugendarbeiten.

Kaplan Schele in Haslach ist es gewesen, der im wörtlichsten Sinn den in der Backstube des Vaters sich abquälenden Jungen ans Licht hervorgezogen hat. Sechzehn Monate lang besuchte der kleine Heinrich das Pfarrhaus, um in die lateinische Sprache und andere Wissenschaften eingeweiht zu werden. In späteren Jahren hat Hansjakob die seligen Gefühle beschrieben, mit denen er seine ersten lateinischen Bücher in die Hand nahm und herumzeigte, wie er schon einzig und allein aus der Bestimmung zum „Studenten" sich einen Himmel schuf.

„Mit welcher Wonne und mit welcher Ehrfurcht habe ich diese Bücher, die Schlüssel zur

klassischen Welt, betrachtet und wie glücklich hat mich der Anblick der ersten lateinischen Grammatik gemacht!" — „Wie ein Kleinod wurden am andern Tag die Bücher bei Kameraden und Nachbarn herumgetragen und gezeigt. Als ich zum Färber Basil kam, sprach er mit dunklem Blick in die Zukunft: „Hör Bürschle, i will dir ebbes sage: du giebscht entweder an Hauptstudent oder an Hauptlump!"

Die Vorbereitungszeit beim Kaplan ging zu Ende; für den zukünftigen Geistlichen mußte irgendwo ein Gymnasium gesucht werden, eine wissenschaftliche und leibliche Unterkunft, von der aus es möglich war, ein Examen zu machen. Zunächst vollzog sich das Suchen ohne viel Erfolg und im Familienrat sprach die Großmutter, die den Vorsitz führte: es sei eben kein Segen mit dem „Bua", er habe keinen guten Geist und wolle nicht beten.

Und doch gab sich endlich die Sache. Ein alter Kamerad des Vaters, ein Schuhmacher in Rastatt, erbot sich, den Jungen in Kost und Logis zu nehmen für 14 Gulden des Monats. So marschierte denn der junge Student am 1. Oktober 1852 mit nicht geringer Andacht in die Hallen des Rastatter

Gymnasiums und wurde nach bestandenem Examen in die Unterquarta eingeteilt. — „Es wollte nicht Tag werden in meinem Kopf; trotz allnächtlichen Studierens und frühen Aufstehens war ich eben wieder der dumme Hansjakob." Nach Art der echten Haslacher habe er gar viele „Trostschoppen" getrunken; wirklich besser aber haben sich die Geschäfte in den Wissenschaften erst angelassen, als einige Lehrer, dem ländlichen Schüler abhold, durch milder urteilende ersetzt waren. „Es begann allmählich zu tagen in meinem Kopfe."

Wenn man heute die Schilderungen einzelner Lehrer bei Hansjakob in seiner Schrift: „Aus meiner Studienzeit" liest, so erinnert sich jeder von uns Aelteren an jene greulichen Menschenschinder, die Hunderten ihrer Schüler die Klassiker und die Wissenschaften überhaupt entleidet haben; die ihre bodenlose Ignoranz durch Brutalitäten aller Art und eine barbarische Schulmeisterei zu verschleiern suchten. — „Wie ein Tartarenhäuptling unter seine Feinde, so stürmte der Lehrer in das Klassenzimmer, wo wir alle ihn erwarteten, als ob er käme, uns auf die Folterbank zu führen."

So verbrachte Hansjakob eine thränenreiche

Zeit in Oberquarta, den Bosheiten eines unwissenden Tyrannen preisgegeben. Der Entschluß zur Rückkehr in die Backstube tauchte auf. Der Rektor der Anstalt, Professor Schraut, ein geborener Rheinpreuße und zugleich ein durchaus warmherziger, kenntnisreicher und gebildeter Mann, war es aber, der dazwischentrat und den Jungen der Wissenschaft erhielt; denn: „er hat entschiedenes Talent," lautete das Urteil.

„Unsere Durchschnittsphilologen sind vielfach nicht sehr begabte, hölzerne, pedantische Schulmeister, welche den Klassiker nach allen Regeln der Kunst klein hacken, wie einer, der eine uralte, kräftige Eiche, die den Aether des Himmels küßt, niederhaut und Zündhölzchen daraus macht." — „Bei uns alten Rastatter Studenten herrschte Natur in wilder Größe. Unsere Parole war viel Bier und viel Krakeel in dunkler Kneipe. Wir waren junge, kräftige, deutsche „Flegel" nach außen, inwendig aber voll attischer Weisheit; — lauter „brave Kerle", die der Schule gaben, was ihr gehörte, aber auch ihrer Jugendlust und ihrem ungeschminkten Deutschtum freien Lauf ließen in allem was nicht schwere oder gemeine Sünde war."

Nach den eigenen Darstellungen möchte es fast scheinen, als ob Hansjakob, der jetzt die 20 überschritten hatte, als ein rechtes Kneipgenie ganz in Bierlümmelei aufgegangen wäre. Was aber der tolle Student in den einsamen Stunden seines Arbeitens an Wissenschaftlichkeit sich angeeignet hatte, das zeigten die glänzend bestandenen Prüfungen in den oberen Klassen des Gymnasiums, insbesondere die Abiturientenprüfung vom Herbst 1859. Dazu bemerkt Hansjakob:

„Ich begreife nicht, wozu man Schüler, welche das ganze Jahr hindurch die betreffende Klasse mitgemacht und die Zufriedenheit der Lehrer erworben haben, noch extra prüft, ob sie fähig seien, auf die Universität entlassen zu werden. Aber das ist zivilisierter Germanen Art; jeder muß es doppelt und dreifach schriftlich haben, daß er ein „geprüfter Mensch“ ist, sonst kommt er im modernen Staat nicht zu Gunsten.“

Und jetzt kam die große Stunde, in der vor dem Beziehen der Universität endgültig festzustellen war, welchem Berufe das nun beginnende spezielle Studium zu gelten habe. Im Munde des Volkes zu Haslach fällt „Studieren“ und „Geistlichwerden“

in Eins zusammen. Der Familienrat der Hansjakobe unter dem Vorsitz der Großmutter hatte nie daran gezweifelt, daß aus dem Rastatter Studenten zum Schluß ein Priester hervorgehen werde. Der feste Glaube an den geistlichen Beruf ist erst wankend gemacht worden durch das wenig beschauliche Studentenleben unseres Hansjakob in Rastatt.

Bei dem jungen Manne selbst galt der geistliche Beruf keineswegs als feststehendes Ziel. Gar oft freilich bekannte er sich dazu, um nicht für abtrünnig zu gelten, wenn man ihn damit aufzog, daß eine so fidele Haut sich zum Geistlichen bestimme. Als Lieblingsfächer hatte er neben den philologischen Studien Geschichte und Litteratur getrieben, ohne aber ein bestimmtes Ziel dabei im Auge zu haben.

Den Ausschlag gaben endlich äußere Gründe. Schon seit etlichen Jahren lag der Vater krank und arbeitsunfähig. So war die Bäckerei aufgegeben worden. Das Durchbringen der Familie machte der Mutter große Sorgen. Ihr Lieblingswunsch war nun, ihren Erstgeborenen einstmals als Priester zu sehen. „Ihr eine Freude zu machen nach dem vielen Kummer, bestimmte mich des wei-

teren zur Theologie. Höhere, religiöse Gründe hatte ich absolut keine; denn mit meiner „Religion" sah es schlimm aus."

Die Aufnahme in das erzbischöfliche Konvikt in Freiburg erfolgte sofort; allein ganz fest glaubte die Mutter noch nicht an den Entschluß für den geistlichen Beruf; denn beim Abschied des neuen Konviktoren lauteten ihre letzten Worte: „Schreib auch gleich wieder, wenn du etwas anderes studierst."

Es ist ein Jahr vergangen, seitdem Hansjakob das Konvikt in Freiburg betreten hat; ein Landsmann aus Haslach, ein begüterter Kaufmann, einer von den freisinnig gebliebenen Achtundvierzigern, steht vor ihm, zieht einen schweren Beutel mit Goldstücken aus der Tasche und beschwört den jungen Konviktoren, doch ja das Mißliche seiner Berufswahl zu bedenken, bei Zeiten umzukehren und Jurist zu werden; denn in ihm stecke das Zeug zu einem freisinnigen Advokaten, er solle kämpfen für Freiheit, Volk und Vaterland; pekuniäre Unterstützung in jeder beliebigen Höhe stehe zur Verfügung. — „Ich wanderte dem Konvikt am Abend zu," erzählt Hansjakob, „fest entschlossen, es am an-

dern Morgen zu verlassen. Der Morgen kam, der Versucher ging, und ich — blieb im Konvikt. Wer weiß, wie das geschah? Ich weiß es nicht."

„Daß ich die Feuerprobe der geistlichen „Exerzitien" bestund, ist mir gerade so wunderbar, wie mein ganzes dreijähriges Ausharren im Konvikt, in welchem es mir nie gefiel, aus dem es mich beständig zog, wo mich kein Mensch zurückhielt und in dem ich trotzdem geblieben bin."

An der Universität ließ sich Hansjakob für Theologie und Philologie einschreiben. Namentlich besuchte er das von Baumstark geleitete philologische Seminar. Vorlesungen über Thukydides und über griechische Poesie zu hören, „das war Musik für meinen halbheidnischen, für klassisches Altertum jugendlich schwärmenden Geist." Daneben wurden Vorlesungen über Geschichte gehört bei Gfrörer, dem berühmten Konvertiten und Historiker.

Ob er der Theologie treu bleiben solle, das zu entscheiden, hatte sich Hansjakob vorbehalten für den zweiten Jahreskurs im Konvikt. Mit diesem Jahr begannen die Vorlesungen über Dogmatik von Professor Wörter. Der Mann galt

weder für besonders gelehrt noch für orthodox im neuesten Sinne. „Allein Professor Wörters einfaches gutes „Schwarzbrot" sagte mir am besten zu und half mir den Phrasen gegenüber zum Sieg. — Ruhig, einfach und klar trug er seine Dogmatik vor, und nachdem ich ihm zwei Semester zugehört hatte, war ich ein überzeugungsvoller, positiv gläubiger Mensch geworden."

— „Das Priestertum wurde mir zum Ideal, und da ich, so oft noch im Leben ein solches mich ergriff, stets mit meinem ganzen hypersanguinischen Temperament dafür schwärmte, kannte ich nichts höheres mehr, als Priester zu werden."

Allein mit dem Konviktsleben vermochte sich Hansjakob dessenungeachtet nicht auszusöhnen. Denn nichts sei ihm so zuwider, als mit vielen einen gemeinsamen Schlafsaal teilen, entsetzlich früh aufstehen, mit dem ersten Morgen und am späten Abend in die Kirche gehen, in den Studierzimmern mit andern zusammen sein und schweigen. Dem Direktor der Anstalt, dem nachherigen Bischof Kübel, blieb der Kampf, der sich im Innern des jungen Studenten vollzog, nicht verborgen; ihm gestand auch Hansjakob, er werde nie den Heuch-

ler machen, sondern ruhig das Konvikt verlassen, wenn er nicht im Laufe des Studiums den inneren Beruf zum Theologen finde. Kübel ist denn auch dem aufrichtigen Haslacher Kinde stets ein wohlwollender Freund geblieben.

Die Professoren Wörter und Baumstark blieben nicht die einzigen, für die sich in dieser Zeit Hansjakob begeisterte; Alban Stolz mit seiner „christlichen Pädagogik" trat hinzu und Bücheler mit Vorlesungen über Aristophanes. Baumstark las eben über die Germania des Tacitus und Hansjakob ruft aus: „Item und abermals, ich habe vor den Preußen als Schulmeister und Soldaten unentwegten Respekt." Er rechnet dabei zu Bücheler noch hinzu seinen alten Gymnasialrektor Schraut aus Rastatt.

Ehemals befand sich das badische Priesterseminar in Meersburg am Bodensee, später in Freiburg und wurde von da nach St. Peter auf die Einöde des Schwarzwalds verlegt. Alljährlich nimmt das Kloster 48 Zöglinge auf, um sie als geweihte Priester zu entlassen. Unter den Kandidaten, welche im Jahr 1862 in die Zellen des einsam gelegenen Priesterseminars verteilt wurden,

befand sich Hansjakob. Mit Gewalt rang er sich wieder den Entschluß zum Ausharren in solcher Klausur ab, um Vorlesungen über Asketik, Dogmatik, Eheunterricht zu hören und Uebungen im Ritual durchzumachen.

Man hätte denken sollen, daß Berg und Wald die Eingesperrten tagtäglich entschädigt hätten für Langeweile und Abschließung. „Statt dessen wurden wir wöchentlich zweimal gemeinschaftlich spazieren geführt wie die Unmündigen und Säuglinge in einer Kleinkinderbewahranstalt.“ Unzählige heftige Auftritte hatte dieserhalb Hansjakob mit den am Hergebrachten hängenden Vorgesetzten. — „Ob meines vielfachen Räsonnierens wegen mangelhafter Bewegung im Freien war ich bald beim ganzen Kollegium meiner Vorgesetzten mißliebig geworden. Dazu kam noch meine übrige Unbotmäßigkeit — . . .“

Der unleidliche Aufenthalt ist unserem Hansjakob versüßt worden durch seine philologischen Studien. „Täglich wandelte ich auf dem düsteren Klostergang einsam hin und her an den Bildern vergangener Aebte des Klosters vorüber, Horaz, Tacitus, Cicero, Thukydides oder Sophokles

lesend. Und wenn dann bisweilen der Regens oder ein Repetitor meine Halle durchkreuzte, schauten sie mit mißtrauischen Blicken den Heidenjüngling an."

Seinem Gönner, dem Direktor Kübel im Konvikt in Freiburg, hatte Hansjakob versprechen müssen, daß er nach der Priesterweihe das Professoratsexamen in Karlsruhe mache. Auf diesen Gang bereitete sich jetzt Hansjakob vor.

Die Tage der Priesterweihe kamen immer näher, das Ende des Klosterlebens. Mutter und Großmutter waren gekommen, um der Feierlichkeit anzuwohnen am 6. August 1863. — „Wie unendlich selig und voll von Hoffnungen und Idealen verließ ich das Seminar und eilte den Berg hinunter, als gings dem Himmel zu aus dem Fegfeuer!" — Es ist ein schöner Brauch, daß die erste heilige Messe, die „Primizfeier", in der Kirche des Heimatortes sich vollzieht.

Am Sonntag den 9. August erschien deshalb Hansjakob, der Neupriester, in Haslach, „ein wahres Schlachtopfer der Freude seiner Verwandten und des eigenen Hochgefühls seiner neuen Würde."

* * *

Es ist wieder der 6. August, und zwar zehn Jahre später, es ist der 6. August 1873. Wir blicken in eine Zelle des Amtsgefängnisses zu Radolfszell am Untersee. Seit einer Woche sitzt Heinrich Hansjakob in ihr wegen Beleidigung von Beamten in Bezug auf ihren Beruf. Am 6. August 1873 gedenkt der Gefangene der vor zehn Jahren empfangenen Priesterweihe. „Wenn ich heute zurückblicke auf das abgelaufene Dezennium, so sage ich trotz der vielen Stürme und Verfolgungen, die ich seitdem mitzumachen hatte, trotzdem der heutige Erinnerungstag mich im Gefängnisse grüßt, doch aus vollstem, dankbarstem Herzen: Deo gratias! Gott sei Dank, daß er mich in den großen Kämpfen unsrer Tage treu und fest gemacht und auf die Seite meiner heiligen Mutter, der Kirche, gestellt hat und dazu stets reichliche Gnade verliehen, ungebeugten, heiteren Mutes zu kämpfen und zu dulden."

Wie ist das alles so gekommen? Welche Hagelwetter sind in dem Jahrzehnt von 1863 bis 1873 in das Leben Hansjakobs hereingefahren? —

Wie er es zugesagt hatte, stellte sich Hansjakob am 17. November 1863 zum Staats=

examen (Professoratsprüfung) in Karlsruhe. Nicht ohne Verwunderung wurde der bleiche, fast über die gewöhnliche Menschengröße aufgeschossene, Kandidat von der Prüfungskommission begrüßt. Denn seit nahezu 30 Jahren hatte kein katholischer Theologe mehr die philologische Staatsprüfung gemacht. Die Kommission bestand aus vier Gelehrten: den Universitätsprofessoren Baumstark aus Freiburg und Kaiser aus Heidelberg, dem Lyceumsdirektor Hertlein aus Wertheim und dem Professor Baumgarten vom Polytechnikum in Karlsruhe.

Von der schriftlichen Prüfung, welche zehn Tage dauerte, nahm Hansjakob das Bewußtsein mit fort, daß er gute Geschäfte gemacht habe. „Aufs mündliche Examen war's mir nicht mehr bange; denn einem ordentlichen Haslacher hat es noch nie an der Zunge gefehlt, auch wenn er etwas nur halb gewußt hätte.“ — Gegen Ende des Jahres 1863 wurde das Resultat veröffentlicht: von zwölf Kandidaten waren neun bestanden, Hansjakob unter ihnen als der vierte. — Damit hörten die Lehrjahre im engeren Sinne auf; Hansjakob trat nun hinaus in die praktische Thätigkeit für Schule und Kirche.

Zunächst führte auf Anordnung des badischen Oberschulrats der Weg des jungen Professoratskandidaten ans Gymnasium nach Donaueschingen. Schon im nächsten Jahre 1865 aber finden wir ihn in einer mehr selbständigen Stellung als geistlichen Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut.

In jenen Tagen befand man sich in Baden im vollen staatskirchlichen Schulstreit. Liberale und Klerikale bekämpften sich. Die Zeiten wurden immer bewegter; in großen und kleinen Städten stießen die politischen Parteien aufeinander. Es ging dem Austrag des Jahres 1866 zu. Dieser Austrag selbst brachte keineswegs die Ruhe zurück; im Gegenteil, man bekämpfte sich nachher um so hitziger.

Das alles mußte einen Mann von dem Temperament und den Anschauungen eines Hansjakob mächtig packen. Aus einem Kämpfer für die Rechte und Freiheiten seiner Kirche hatte sich bald ein „politischer Streithahn" herausgebildet, der in jener Kampfzeit sein Eintreten für die Kirche mit Festung und Gefängnis zu büßen hatte.

Im einzelnen ist das so zugegangen. — Hans-

jakob war also von 1865 ab geistlicher Vorstand der höheren Bürgerschule in Waldshut. Von hier aus ließ er seine ersten Schriften in die Welt gehen.

Von besonderem Reiz ist es stets gewesen, bei einem bekannten, erprobten Schriftsteller auf die ersten Züge seiner Feder zurückzugehen. Unwillkürlich fragt man sich, ob schon im ersten Stimmen der Trompete etwas von der Melodie lag, die in der Meisterzeit zum Aufhorchen gezwungen hat?

Mit einer Dissertation über das Thema: „Die Grafen von Freiburg i. B. im Kampfe mit ihrer Stadt“ hat Hansjakob im Jahr 1865 bei der philosophischen Fakultät in Tübingen die Doktorwürde erlangt. Das Interesse, das der Stoff erweckte, bewog ihn, denselben zu erweitern. So entstand 1867 die erste Schrift, welche Dr. H. Hansjakob herausgab unter dem Titel: „Die Grafen von Freiburg i. B. im Kampfe mit ihrer Stadt oder wie kam die Stadt Freiburg i. B. an das Haus Oesterreich.“

Die Schrift thut dar, wie im 13. und 14. Jahrhundert zu Freiburg, auf den Burgen und

in den Ortschaften ringsum altadelige Herrschaft gerungen hat mit dem aufkeimenden demokratischen Selbstbewußtsein der Stadtbürger. Immer tiefer gerieten die Herren durch ihre fortwährenden Fehden in Schulden, während die Macht der Stadt in ruhigem Wachstum blieb. So kam es am 30. März 1386 zu dem Ausgleich zwischen Stadt und Herrschaft, zu der Urkunde über Sühne und Loskauf von der Herrschaft. Zum Herrn sollten die Stadtbürger nehmen, wen sie immer wollten.

Die neue Herrschaft war auch bald gefunden in den Herzogen Albrecht und Leopold von Oesterreich, welche nach der Selbstübergabe der Stadt die neue Verfassungsurkunde ausstellten und so die Uebernahme von Stadt und Herrschaft Freiburg durch Oesterreich vollendeten.

Das alles ist mit einem gewaltigen Apparat von Gelehrsamkeit bewiesen und ausgestattet. Der Stoff selbst fließt lediglich als ein mächtiger Strom von Ereignissen, ungeteilt, ununterbrochen, von keinerlei Pausen oder Betrachtungen gehemmt, durch viele Generationen und mehr als ein Halbdutzend Druckbogen dahin. Mit dem besten Willen kann man nicht sagen: ex ungue leonem.

Weit mehr Zuschnitt zeigt die in demselben Jahr 1867 erschienene Schrift: „Die Salpeterer, eine politisch-religiöse Sekte auf dem südöstlichen Schwarzwald.“ — Eine kurze Strecke unterhalb Waldshut mündet die Alb in den Rhein. Zu beiden Seiten dieses kleinen Zuflusses ist die Grafschaft Hauenstein gelegen gegen St. Blasien hin. Von den Bewohnern dieser Grafschaft, dem „Hotzenvolke“, haben wir ja auch durch Viktor Scheffel, den engeren Landsmann Hansjakobs (die Scheffel stammen aus Gengenbach im Kinzigthal), erfahren, als der junge Dichter in Säkkingen angestellt war.

Seit unvordenklichen Zeiten, von Kaisern und Grafen gewährleistet, besaßen die Hauensteiner besondere Privilegien. So bildete sich hier unbändiger Freiheitssinn aus zugleich mit fortwährendem Mißtrauen gegen die ganze übrige Welt, die im Verdacht stand, mit nichts so gerne umzugehen, als wie man die Hauensteiner Bauern und Salpetersieder in ihren Freiheiten und in ihrem religiösen Gefühl schädigen könne. Unter ihren Vorstehern zählten diese wunderlichen Heiligen zu Anfang des 18. Jahrhunderts den Johann Fridolin

Albiez, Salpeterhans genannt, der neben seinem Bauerngeschäft Salpetersiederei und Salpeterhandel betrieb.

Dieser Salpeterhans wurde Anführer in dem Kampfe der Bauern gegen die Ansprüche des Klosters St. Blasien. So kam es, daß auf alle Leute seines Anhangs der Name „Salpeterer" überging. Er hatte sich auch noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten, als diese scharfsinnigen Leute, welche mit aller Eifersucht über die Erhaltung des wahren katholischen Bekenntnisses wachten, Grund für die Annahme zu haben glaubten, daß sie von der Geistlichkeit mit Wessenbergischen Anschauungen hinters Licht geführt werden. Eine ähnliche Beschwerde erhoben die Eiferer im Jahre 1831 und den folgenden; früher habe man ihnen eine Anzahl Heiligentage genommen, jetzt gedenke man sie lutherisch zu machen durch neue Bücher und freisinnige Geistliche.

Ein vollkommenes Separatistenwesen bildete sich unter den überaus frommen Leuten heran, welche offenbar noch eigenartigen Träumen von der ewigen Dauer der Hauensteiner Privilegien nachgingen. Sie besuchten keinen Gottesdienst und schickten ihre

Kinder nicht zur Schule. Früher war man gegen sie mit Strafen vorgegangen, jetzt ließ man sie ruhig gewähren. Das hatte zur Folge, daß allmählich die Bewegung im Sande verlief. Des tapferen Festhaltens aber an den politischen Freiheiten wie am alten überlieferten Glauben solle man mit Ehren gedenken, meinte Hansjakob in seiner Schrift.

Bei dem Oberschulrat in Karlsruhe erregte das Eintreten Hansjakobs für die alten Eiferer Anstoß; der junge Schulvorstand von Waldshut wurde im Frühjahr 1869 gemaßregelt, was ihn bewog, ganz auf sein Lehramt zu verzichten. Kurz vor seinem Austritt aus dem Lehramt hatte Hansjakob noch zwei Monographien veröffentlicht: „Hermann v. Vicari, Erzbischof von Freiburg" und „Der Waldshuter Krieg." In der letzteren Schrift, von der mit nächstem eine neue Auflage erscheinen wird, ist der Nachweis geliefert, daß der sog. Waldshuter Krieg, 1468 zwischen Oesterreich und den Eidgenossen, der mit der Belagerung der Stadt durch die Schweizer schloß, den Grund legte zu den Burgundisch-Schweizerischen Kriegen.

Zur selben Zeit aber ereignete es sich, daß

einer der Katholikenführer eine Volksversammlung in Engen im Hegau abhielt. Hansjakob, schon bekannt als scharfer Streiter, wurde zum Sprecher ausersehen. Und er kam. Was der stürmische junge Mann sprach, gab dem Staatsanwalt Gelegenheit, einzuschreiten. Ein längerer Prozeß begann. Zunächst war aber Hansjakob ohne richtige geistliche Stelle. Erst durch das Wohlwollen des ehemaligen Konviktdirektors und derzeitigen Bistumverwesers Lothar v. Kübel wurde er in die Geistlichkeit wieder einrangiert und kam danach im November 1869 als Pfarrer nach Hagnau am Bodensee. Der neue Pfarrherr zog auf. Indessen war auch der Prozeß zu Ende und Hansjakob zu vier Wochen Festung verurteilt wegen Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung. Es wurde ihm gestattet, die Strafe am 1. Mai 1870 in Rastatt anzutreten.

Im Laufe des nächsten Jahres wurde Hansjakob von seinen Seeschwaben in den Landtag gewählt. Von der Residenz Karlsruhe, wo er als Landbote gewirkt hatte, fuhr er im Mai 1872 zurück zu seinen Wählern am See, um in Markdorf diesen Rechenschaft von seinem Thun zu geben,

etwaige Wünsche und Klagen entgegenzunehmen. Bei dieser seiner Rede kam er wiederum mit der Behörde in Konflikt, und zwar diesmal wegen Beamtenbeleidigung. Nach längerem Prozeß wurde Hansjakob zu sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Am 1. August 1873 trat er seine Strafe an. Und so kommt es, daß wir ihn am 6. August, an dem Tage, an welchem er zehn Jahre vorher die Priesterweihe empfangen, im Gefängnis zu Radolfszell angetroffen haben.

In späteren Jahren schrieb Hansjakob beim Rückblick: „Nächst der Gnade Gottes danke ich es dem Minister Jolly, der mich, ganz nahe am Ziel zum Professor und Staatsdiener, abgesetzt hat." — „Wenn ich unter ähnlichen Verhältnissen wieder auf die Welt käme, würde ich als bescheidener Vikar in die Seelsorge gehen. Es wäre dies auch meinem Seelenheil viel ersprießlicher gewesen, als die fünf Jahre, die ich mit dem Größenwahn eines badischen Lehramtspraktikanten in der Schule verlebt habe."

In der dritten Reihe seiner „Schneeballen" erzählt Hansjakob: „Wie ich an den See kam," und preist sich glücklich ob der günstigen Wendung

seines Geschicks. Und wir stimmen mit ein und segnen die Fügung, die dem Dichter Gelegenheit gab, auf einsamen Gängen am See und durch den Wald, in träumendem Hinausblicken auf den Wasserspiegel, im täglichen Umgang mit verstandeshellen Bauern, Winzern und Fischern die eigne Seele zu entdecken, dem unfruchtbaren politischen Gezänk zu entsagen und sich ein neues Feld geistiger Thätigkeit zu schaffen.



III.

Das Pfarramt; wissenschaftliche und erzählende Schriften.

1.

Gegen Ende des Jahres 1869 war also Hansjakob nach seinem Austritt aus dem Schuldienst und nach seiner Verurteilung zu vier Wochen Festung als Pfarrer, zunächst als Pfarrverweser, nach Hagnau am Bodensee versetzt worden. Der bisherige Pfarrverweser war als Württemberger nur provisorisch angestellt und mußte dem vom Bischof Kübel begünstigten Kandidaten weichen.

Hansjakob erzählt, am Tage nach seiner Verurteilung sei er wohlgemut von Meersburg her auf sein Dörflein zugegangen. Die Weinberge waren entlaubt und die Winzer saßen hinter dem warmen

Ofen. — „Als ich im Pfarrhaus in die oberen Zimmerchen trat und sah, daß jedes von ihnen einen herrlichen Blick auf den nur wenige Schritte vom Pfarrhaus entfernten See gewährte, da war



Kirche in Hagnau.

ich mit allem versöhnt."

Nicht in demselben Maße schien es dem liberal gesinnten Bürgermeister von Hagnau zu gefallen, daß, wie er eben in der Konstanzer Zeitung las, ein „junger Hetzkaplan, namens Hansjakob, zu vier Wochen Festung verurteilt wegen Störung der

öffentlichen Ruhe und Ordnung" derjenige sei, den die Hagnauer jetzt als Pfarrherrn aufzunehmen haben. — Der frühere Pfarrer, ja, der sei ein liberaler Mann gewesen, meinte der Bürgermeister unserm Hansjakob gegenüber; der jetzige Pfarrverweser, der Württemberger, sei finster und bigott.

„Ich gab dem Bürgermeister das Versprechen, daß ich weder in die Fußstapfen des verstorbenen Pfarrers noch in die meines unmittelbaren Vorgängers treten werde, da ich weder „liberal" noch „finster und bigott" sei. Er möge es einmal mit einer andern Nummer versuchen, um so mehr, als ihm keine andere Wahl bleibe."

Am 1. Dezember 1869 zog Hansjakob, begleitet von seiner Schwester Philippine, die ihm den Haushalt führte, auf seiner neuen Pfarrei auf, wurde nach zwei Jahren zum Pfarrer ernannt und blieb hier bis zum 1. August 1884, an welchem Tage er als Pfarrer zu St. Martin nach Freiburg i. Br. abzog. — „Mein Herz jubelte, wenn ich über den See hinschaute und jeder Wellenschlag, der an mein Pfarrhäuschen hinauftönte, gab meinem Leben einen neuen Impuls. Der See war mir zunächst alles, entschädigte mich

für alles und ließ mich heiter in die Zukunft blicken."

Unmittelbar hinter dem Dorfe Hagnau erheben sich Rebhügel, welche auf ihrem Scheitel schönen Wald tragen; Aecker und Obstgärten liegen dazwischen. Vom Ertrag der Reben hängt wesentlich die Wohlfahrt der etwa 600 Bewohner ab; Fischfang, Früchteertrag treten zurück. Die Beschäftigung wirkt ansteckend; bald gehört auch der neue Pfarrer zu den Weinproduzenten; im Herbst geht er von Torkel zu Torkel, sieht nach, vergleicht und unterstützt seine Bauern beim Verkauf ihres Neuen. Er gründete in Hagnau den ersten Winzerverein des Großherzogtums Baden, der für die ganze badische Seegegend großen sozialen Segen gebracht hat.

Erstmals in seinem Leben ist Hansjakob recht draußen auf dem einfachen Dorfe. Bisher hatte er in Städten oder doch in Städtchen gelebt, wenn auch in Städtchen allerkleinsten Zuschnitts. Und in Haslach gab es doch eine Gesellschaft der „Honoratioren", die Polyhymnia; weit höher standen natürlich die geselligen Freuden in Freiburg, in Donaueschingen, ja selbst in Waldshut.

Aber Hansjakob müßte nicht der Menschenkenner und Menschenfreund sein, der er wirklich ist, wenn er sich nur eine Stunde in Hagnau verlassen gefühlt hätte. Bald hatte er sich zum Mittelpunkt für eine Anzahl von Originalen unter den weinfrohen Rebleuten und Fischern gemacht; dem Geschlecht der „Fürsten“, seinem Sakristan, dem Dorfschneider und anderen hat er in seinen „Schneeballen“ und in „Dürre Blätter“ herrliche Denkmale gesetzt.

Aber auch an Gesellschaften mit höheren Ansprüchen fehlte es nicht. Zuweilen kam Hansjakob nach Meersburg. Und Hagnau ist ja Dampferstation. So war leicht Konstanz zu besuchen und vor allem Friedrichshafen. Der „Haffe“, wie Friedrichshafen kurz bezeichnet wird, gilt auch für das anliegende badische Land als geistiges und geselliges Zentrum. Hier im Haffe hatte Hansjakob zugleich die Einkäufe und Anschaffungen zu besorgen; „am Nachmittag aber kamen alle Bekannten beim Bier zusammen.“

„Es erschienen auch regelmäßig die nächsten schwäbischen Pfarrer: der gelehrte Sambeth von Ailingen, ein wahres Lexikon von württembergi-

scher Landesgeschichte, der vornehme, feine Zembrodt von Schnezenhausen, der kleine, dicke Schöttle von Jettenhausen, aus dessen runden Augen die Zufriedenheit über den ganzen See hinleuchtete wie Morgensonnenschein; endlich der ernste, fromme Pfarrer von Fischbach, ein alter Herr, der sich vor einem halben Jahrhundert vorgenommen hatte, nur auf eine einzige Pfarrei zu gehen und da zu bleiben, und der den Vorsatz ausführte und blieb, obwohl er in einer Gemeinde wirkte, in der die Männer viel lieber ins Wirtshaus als in die Kirche gingen, die selbst am Sonntag leer war. — Was in jenen Stunden an schwäbischer Gemütlichkeit geleistet wurde, gäbe ganze Bücher."

Als nächster Nachbar liegt bei Hagnau Schloß Kirchberg. Prinz und Prinzessin Wilhelm von Baden verbrachten hier regelmäßig ein Stück der Sommerzeit. In solchen Tagen verkehrte zuweilen auch Hansjakob auf dem Schloß.

Ueber dem Rebgelände des Dorfes breitet sich, wie schon bemerkt, ein herrlicher Forst aus mit Tannen und Buchen, der Wald „Weingarten". Sobald die Tage heiß wurden und der Spaziergang am glitzernden See hin manche Qual schuf,

flüchtete Hansjakob in seinen Wald. „Wer nie alltäglich, mutterseelenallein, zur Sommerzeit in einem deutschen Wald gegangen ist und nicht seine Sprache erlernt und nicht seinen Stimmen gelauscht hat, der kennt nicht die Macht der stillen Natur auf das stille Menschenherz." — „Wenn ich alles, was mir im Leben schon passiert ist, vergessen sollte, die zahllosen einsamen Stunden, die ich vierzehn Sommer hindurch „im Wigarte" zugebracht habe, denkend und träumend, werde ich nie vergessen." Ein Stück der Waldlust, die singenden Vögel, hat Hansjakob auch in seine Häuslichkeit übertragen; er hält sich Vögel, die musizieren und wenn er allein vor sich hingeht oder vertieft bei der Arbeit sitzt, pflegt er auch selbst zu pfeifen.

Tagebuchblätter aus dem langen Aufenthalt in Hagnau, aus dem Jahr 1878, hat Hansjakob der Schrift „Dürre Blätter" beigeheftet; beredte Beispiele von der Kunst, dem Kleinen Freude abzugewinnen und Stummes zum Reden zu bringen. — 23. Juni 1878. „Eben komme ich von meinem Waldspaziergang. Auf der Landstraße, unterhalb des Schlosses Kirchberg, traf ich einen alten Mann

und eine Weibsperson, beide aus den unteren Volksklassen und mir fremd. Ich redete sie an und fragte nach dem woher und wohin.

„Der Mann stellte sich mir vor als der „Maulwurffänger“ der Stadt Meersburg und dies mit so großer Suffisance, als begleite er das Amt eines Dogen von Venedig. Er gab mir auch sofort seinen Gehalt an, mit dem sich leben lasse, lobte die Lage seiner Stadt und erzählte von der „Liebe und dem Edelmut“ der Väter der Stadt gegen ihren „Rattenfänger“, weil sie bei der Umwandlung seines Soldes in Markwährung ihn um drei Mark aufgebessert hätten ohne sein Zuthun. Dem Krieg von 1870 spricht er deshalb seine Sympathie aus, weil er schuld sei an der Umrechnung der Gulden in Mark.

„Das trug er alles mit eben so viel Ernst als Wärme vor. Mein Respekt vor dem bescheidenen Mann wuchs. Wo ist der Sterbliche im deutschen Reich, der sich glücklich preist, weil das Reich ihm drei Mark Aufbesserung verschafft? Das nenne ich altrömische Bürgertugend! Und wenn wir die an einem Maulwurffänger finden, zu was werden und sollen erst unsere besseren Musterpatrioten fähig sein?

„Ich zollte dem Maulwurffänger in warmen Worten meine Anerkennung. Hätte ich Macht dazu, ich würde ihm seinen Gehalt um 300 Mark aufgebessert und den Braven mit dem eisernen Kreuz dekoriert haben. — Ich gewann durch meine Worte sein Herz und darum verriet er sein heiligstes Geheimnis: das Weibsbild neben ihm, eine verwitterte Fünfzigerin, ist seine Braut. Er selbst zählt 75 Jahre. Sie hat seit dem Tode seiner Frau ihm sein Hauswesen bestellt, jetzt will er sie heiraten, nicht „aus Leidenschaft“, sondern „zur Pfleg' und Kurzweil“, da der Mensch auch nicht immer „aus Ewige denken könne“. Als „Witwe“ verschreibt er ihr nach seinem Tod 184 Mark, in der Sparkasse zu Heiligenberg gelegen. Heute ist er in ihrer Heimat gewesen, droben bei Friedrichshafen, und hat sich einer Schwester der Braut vorgestellt. Diese hat das Paar mit Zwilch, Brot und Schmalz beschenkt und mit einem Blumenstock. Diesen trug er in der Hand; es war eine Levkoje, ein würdig Bild von Braut und Bräutigam. Ich habe noch nie einen elenderen Blumenstock in einem Topf gesehen. Ein Zweig war dürr und der andere zeigte eine verwelkte, armselige Blüte. Aber heim trugen sie ihn doch unters „Fensterle“.

„Während des Redens kamen wir zu meinem Dorf und ich entließ das Pärchen mit den besten Wünschen. Sie zogen weiter in süßem, stillem Frieden mit Zwilch, Brot, Schmalz und der sterbenden Levkoje — einem neuen Leben zu.

„Mir aber kam der Maulwurffänger den ganzen Abend nicht mehr aus dem Kopfe. Wie viel Gold, sagte ich mir, liegt noch begraben unter der Erde. Wie viel Poesie und Gottesfrieden noch im gemeinen Volke!"

Von jeher ist Hansjakob ein Freund der Wasserkuren gewesen und des Vegetarianismus. „Ich hatte mit meiner Hydropathie schon ziemlich Praxis in und um Hagnau, und oft kamen die Leute von auswärts zur Konsultation in mein Pfarrhaus." — Unterstützt sah sich der sorgliche Pfarrherr in seinen Mühen im Lauf der siebenziger Jahre durch eine Fräulein Wilck, welche mit ihrem Vater, der ehedem in Norddeutschland Arzt gewesen, auf einige Zeit ihren Wohnsitz in Hagnau nahm.

Wo der Ertrag der Reben den Ausschlag giebt, ist selten dauernder und nachhaltiger Wohlstand zu Hause. Im Dorfe Hagnau stützte ein Armer den anderen und der Pfarrer that treulich

mit. Fräulein Wilk schloß sich sofort den Helfenden an; Hansjakob konnte seine Patienten zu ihr schicken und sie besorgte die Wicklungen selbst. Damals bedurfte namentlich die Frau des ganz verarmten Schneiders Matthä der Hilfe. — „Fräulein Wilck nahm die kranke Frau, deren Krankheit manche sehr lästige und widrige Erscheinungen zeigte, zu sich in ihre Wohnung, gab ihr ein eigenes Zimmer, pflegte sie und wollte sie heilen durch vegetarische Lebensweise und durch Wasserkur."

„Herr und Fräulein Wilck waren Protestanten (Preußen), die einzigen im Dorfe, aber sie haben uns Katholiken allen ein leuchtendes Beispiel christlicher Nächstenliebe gegeben." — Fräulein Wilck zog später nach Ludwigshafen, am äußersten Ende des Bodensees, wo sie um Gotteslohn ihren Beruf des Heildienstes weiter trieb, den Armen putzte und kochte. Fast gänzlich verarmt im Dienste der Mitmenschen starb sie 1894.

In der ihm eigenen Art, menschliche Größe der verschiedensten Erscheinungsformen zusammenstellend, sagt Hansjakob in späteren Jahren: „Ich habe bis heute in meinem Leben nur vor drei Preußen vollen Respekt bezüglich ihrer Leistungen.

Der erste ist mein Gymnasialrektor Schraut in Rastatt, von dem ich gesprochen habe in meinen Erinnerungen „Aus meiner Studienzeit“; der zweite ist der Fürst Bismarck, welcher das Sehnen und Träumen von einem einigen Vaterland verwirklicht, uns Deutsche in der Welt zu etwas gemacht und dafür heute des Teufels Dank geerntet hat; und der dritte ist eine Preußin, die Fräulein Wilck, welche des armen Schneiders Matthä Weib treu verpflegt hat.“

So war die Welt des Pfarrers in Hagnau eine gar bunte; und bunt mußte sie wohl sein, denn an ihrer Zusammensetzung arbeitete der Gelehrte und Menschenfreund, der fromme Geistliche und Verteidiger seiner Kirche, der feine Beobachter und geistreiche Gesellschafter; bunt mußte sie wohl sein, denn Nähe und Ferne hatten ihre Kontingente gestellt, Amtsbrüder und gelehrte Häuser aus Konstanz und Friedrichshafen, Offiziere aus Weingarten, zuvorderst aber die Rebleute im Dorf und aus nächster Umgebung, die kecken Fischer, unternehmungslustige kleine Handelsleute, genügsame alte Weiblein und Männlein, Arme und Kranke.

Und alle, alle mußten unbewußt beitragen ,

um die Augenblicksbilder, die uns Hansjakob giebt, lebendig, vielfarbig und vor allem wahrheitsgetreu zu gestalten. —

Seine bisherigen Schriften waren naturgemäß zunächst beeinflußt worden durch den Aufenthalt in Freiburg und Waldshut. Die Geschichte dieser Oertlichkeiten schuf die nächste Unterlage. Die Stoffe selbst sind Ausfluß der eben zu Ende geführten Studien in Geschichte und Litteratur und umgeben sich mit allem erforderlichen gelehrten Apparat. Dazu beginnt der in Baden auf das heftigste entbrannte Kulturkampf sich in Hansjakobs Schriften einzuschleichen und nimmt bald die ganze Breite derselben in Anspruch.

Noch hat er sein Erzählertalent nicht entdeckt.

Unter dem Pseudonym „Hans am See“ stürzt sich Hansjakob in den kirchlich-politischen Streit seiner engeren Heimat wie des neuerstandenen deutschen Reichs. Zwei Flugschriften dieser Richtung entstammen dem Jahre 1873; das „Narrenschiff unserer Zeit“ und „Der Herr und sein Diener“.

Die erstere Schrift lehnt sich an das Narrenschiff von Sebastian Brant. Er sehe ja täglich

vor seinen Augen die Schiffe auf dem schwäbischen Meer vorüberfahren und so sei ihm das Gleichnis mit dem Schiffe von selbst gekommen. Was er unter dem Narrenschiffe und seiner Fracht verstehe, das seien die Zeitströmungen, die Theorien unserer Zeit auf kirchlich-politischem Gebiete, der Kampf des Unglaubens gegen den Glauben, das tolle Anstürmen des mächtig gewordenen Liberalismus gegen Christentum und Kirche. Leider sei die größere Zahl der Menschen dieser Zeitströmung hold, alles wolle mitfahren, um für fortschrittlich und erleuchtet, und nicht für dumm und gläubig angesehen zu werden. In dem Kapitel: „Des Narrenschiffs Ende“ zeichnet der Verfasser das Scheitern der gesamten kirchenfeindlichen Strömung an dem Felsen, der von jeher gewesen.

Noch fügt Hansjakob ein Nachwort bei und meint, er sei bei seinen Ausführungen freilich etwas bitter gewesen, aber „in unseren Tagen ist leider alles Partei geworden, scharfe und sehr offene Partei, und je gespannter der Parteikampf, um so gespitzter werden auch die Federn auf beiden Seiten. Verantworten aber mag das jene Partei, die alles, Kirche und Staat, Gott und

Glauben auf dieses Schlachtfeld gezogen und uns so gezwungen hat, dem Feinde auf ein Feld zu folgen, das sonst nicht das unserige war."

Die zweite der genannten Flugschriften: „Der Herr und sein Diener" erhebt sich mit ihrer geschichtlichen Unterlage weit über die litterarischen Erscheinungen des Tags. Drei Jahrzehnte vor der großen französischen Revolution hat ein deutscher Staatsmann, Friedrich Karl von Moser, seine warnende Stimme erhoben, um vor dem Abgrund zu warnen, dem eine religionslose Zeit, behaftet mit allen Schäden politischer und gesellschaftlicher Korruption, zutrieb. Mit opferfreudiger Vaterlandsliebe und einem Mannesmut ohne gleichen that das Friedrich Karl von Moser in seiner erstmals 1759 erschienenen Schrift: „Der Herr und sein Diener geschildert mit patriotischer Freiheit."

Von ihm hat Hansjakob den Titel entlehnt und giebt ihm auch durch die ganze Schrift hindurch das Wort, wobei er nur die Ansichten der alten Welt herüberleitet auf die verwandten Stimmungen der Gegenwart. Als „Herr" ist von Moser der souveräne Fürst be-

zeichnet: als „Diener“ seine Minister. Unter dem „Herrn“ erklärt aber Hansjakob weiter, ist hier der große Staatsmann und Politiker Otto v. Bismarck zu verstehen und als „Diener“ erscheint der Liberalismus, der dem gewaltigen Mann geschäftig seine Ziele und Absichten verwirklichen hilft. — „Möge der große Mann, schließt Hansjakob im Vorwort, es einem Pygmäen aus dem Geschlecht der Ultramontanen nicht verübeln, sich an ihn gewagt zu haben.“

Friedrich Karl von Moser war geboren in Stuttgart am 18. Dezember 1723 als Sohn des Landschaftskonsulenten Johann Jakob von Moser, gehörte also einer politischen Märtyrerfamilie an. Nachdem Friedrich Karl sich in verschiedenen Diensten umgetrieben, wußte er die Augen einer ausgezeichneten Frau, jener großen Landgräfin auf sich zu lenken, jener Christiane Karoline, die zu Darmstadt residierte, von der Wieland sagt, sie sei es wert, „ganz Europa zu beherrschen“.

Die hohe Frau ist es auch ohne Zweifel gewesen, die den schon als tüchtig und freisinnig bekannten Beamten ermuntert hat, in seiner Schrift ein Wehe zu rufen über Fürsten und Präsidenten,

über die Höfe, Hofrechte und Finanzkammern, über Schreibereiunwesen und Gottlosigkeit. So kam Moser als Staatsminister nach Darmstadt.

Freilich werde man sagen, führt Hansjakob weiter aus, wie komme denn ein katholischer Geistlicher dazu, das Werk eines Protestanten wie des Friedrich Karl von Moser zu benützen, um den Christenglauben und die Freiheit der Kirche zu verteidigen? Wir nehmen die Wahrheit, wo wir sie finden, antwortet Hansjakob, und so auch den unerschütterlichen Glauben und den Freimut.

Moser sage insbesondere in seiner berühmten Schrift: der wahre Patriot sei der, bei dem als Grundsatz gelte, „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." — Wer ist aber heute, fragt Hansjakob, ein guter Patriot nach liberalem Wörterbuch? Antwort: der die Worte des Liberalismus als Machtsprüche, seine Thaten als Wunderwerke und seine Handlungen als Heiligtümer verehrt. — Der christliche Moser dürfe froh sein, daß er heute nicht mehr lebe und schreibe, denn mit dem urultramontanen Grundsatz, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, brächte

er es heute nicht mehr zum Bureaudiener, geschweige denn zum Minister.

Unter dem Kapitel „Diener“ kommt Moser zu folgender Ausführung: „Wie unter den Tieren, so giebt es unter den Menschen solche, die bloß zum Tragen, Ziehen, Gehorchen erschaffen zu sein scheinen, geborene Lasttiere, geborene Ochsen und Esel, geborene Affen unter den Tieren, geborene Hanswurste und Bonjourmacher unter den Menschen. Insbesondere trifft man geborene Pudel unter Hunden und Menschen. Unter der Dienerschaft der Höfe stößt man sogar auf ganze Pudelfamilien, die sich ohne alles persönliche Verdienst und Würdigkeit vom Urvater, Großvater, Vater und Sohn bis auf Kinder und Enkel hinaus durch bloßes Kriechen, Aufwarten, Pfotegeben, Laternentragen, Jasagen erhalten, bewurzelt und vermehrt haben. Wer miteſſen, wer mit ihnen gedeihen will, muß entweder selbst von Pudelart sein, oder in eine Pudelfamilie heiraten.“

Den beiden angeführten im Jahr 1873 erschienenen Schriften schloß sich im folgenden Jahre eine weitere an: „Hermann, der Lahme von der Reichenau.“ — Die übrige schriftstellerische

Thätigkeit ging aus eigenen Erlebnissen hervor. So erschien im Jahre 1870 „Auf der Festung“, um zu erzählen, was er erlebt, welchen Betrachtungen er nachgegangen ist während der vierwöchentlichen Festungshaft in Rastatt im Frühling 1870. — Aehnlichen Bericht giebt das 1873 erschienene Buch: „Im Gefängnisse, neue Erinnerungen eines badischen Strafgefangenen,“ — über den sechswöchigen Aufenthalt im Amtsgefängnis in Radolfszell.

Unter die Menschenkinder, welche die Umschau in fremden Landen für eine der höchsten Gnaden halten, gehört der Pfarrer von Hagnau. Sein im Jahr 1874 erschienenes Buch: „In Frankreich, Reiseerinnerungen,“ legt Zeugnis über die Kunst ab, wie man sich mit offenem Aug die Welt zu eigen macht. Weitere Reiseberichte „In Italien“, „In den Niederlanden“ folgten 1877 und 1878. Alle diese Erinnerungen lassen eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe erkennen, ein frisches Empfinden; sie schöpfen zugleich aus einem besonders gut geordneten Schatz reichen Wissens kulturgeschichtlicher Art.

Bis zum Jahr 1881 blieb Hansjakob Ab-

geordneter für den badischen Landtag. Das 1878 erschienene Buch: „Aus der Residenz“ erzählt von den mancherlei Erlebnissen des Landboten.

2.

„Heute ist mein Geburtstag,“ schreibt Hansjakob am 19. August 1878. „Es sind 41 Jahre verflossen, seitdem ich am heutigen Tage in dieses Erdenleben trat. Wer das 40. Jahr überschritten hat, gehört nach meiner Ansicht zu den alten Leuten; die letzte Station im Leben, das Alter, beginnt und sollte einen doppelt nachdenklich machen.“

Mit diesen Worten in seinen Tagbuchblättern kennzeichnet Hansjakob einen gewaltigen Einschnitt in seinem Leben. Und nicht bloß einen Einschnitt dem Alter nach. Religiöse und kirchliche Anschauungen sind bei Hansjakob die gleichen geblieben, aber politisch und litterarisch erscheint er als ein anderer vor dem Jahr 1878 und nach demselben.

Vom Juli 1878 schreibt er: „Zum erstenmal seit Bestehen des Deutschen Reichs bin ich an den Reichstagswahlen unbeteiligt und halte weder Kandidatenreden noch Wahlversammlungen. Ich

lasse in den Tagesblättern, ganz unberührt, die Politik und ihr Treiben in den Parteien an mir vorüberziehen und sehe jetzt erst ein, wie glücklich der Mensch ist, der nicht mitten in einem politischen Kampfe, namentlich nicht in einem Wahlkampf steht."

„Der einzige Mensch, mit dem ich zur Zeit von Politik rede, ist mein Sakristan. Abends, wenn er die Betglocke geläutet, setzen wir uns manchmal auf die Bank vor meinem Hause, schauen über den stillen See hin und politisieren. — Ich bewundere die gesunde Logik meines Sakristans, der überhaupt ein sehr vernünftiger Sozialpolitiker ist, trotzdem er nie eine „Vorlesung" im Leben gehört hat."

„Lange schon ist der Abendstern am Säntis vorübergezogen, wenn wir uns trennen. Während er dann ins Oberdorf seiner Hütte zugeht, spricht er, immer politisierend, mit sich selbst über Russen und Türken. — Am Morgen stellen wir beide nach dem Gottesdienst zuerst dem Wetter die Prognose, wobei unsere Ansichten viel mehr differieren, als in der Politik."

In demselben Sommer 1878 begannen die

ersten Friedenstauben aufzusteigen und schienen das Ende des Kulturkampfes im Deutschen Reiche anzuzeigen oder doch einen Waffenstillstand. Die Neigung zum Unterhandeln wuchs in Rom und das Bedürfnis, in dem nun beginnenden wirtschaftlichen Streit am Zentrum einen Bundesgenossen zu erwerben, zeigte sich in Berlin. — „Es scheint sich jetzt zu verwirklichen, was ich in meinem italienischen Buche aussprach, daß nämlich die Zeit kommen würde, wo Rom über die Häupter der deutschen Bischöfe weg sich mit Deutschland vertragen würde.“ — „Während der Generalstaatssekretär Franchi im Sterben lag, konferierte sein Nuntius Masella in Kissingen mit dem Reichskanzler. Dieser ging also nicht nach Kanossa, Rom aber ging nach Kissingen, was jeden freuen wird, der es mit der katholischen Kirche in Deutschland gut meint.“

Oben schon ist Hansjakobs Schrift: „Aus der Residenz. Erinnerungen eines Landtagsabgeordneten“ angeführt worden. Der Ton, in welchem das ganze Buch geschrieben ist, unterscheidet sich wesentlich von den seitherigen Schriften, die der unermüdliche Pfarrherr am See veröffent-

licht hat. Es hängt das zusammen mit den Vorgängen in der badischen Kammer.

Demzufolge haben diese Residenzerinnerungen in der Presse auch eine ganz verschiedene Aufnahme gefunden. Gut aufgenommen wurden sie von den freisinnigen Blättern, aufs schärfste verurteilt aber vom kampffreudigen Ultramontanismus.

Die Frankfurter Zeitung schreibt über das Buch: „Das Ganze dieser politischen Streitschrift hat nicht mehr den frischen, fröhlichen Zug, mit dem wir den Pfarrer von Hagnau in Italien wandern zu sehen gewohnt sind. Das macht, weil der Verfasser zur Erkenntnis gekommen ist; er lernte das Böse vom Guten, den politischen vom kirchlichen Katholizismus unterscheiden, und nun fühlt er sich aus seinem Paradiese verjagt. Wenn auch in etwas verändertem Sinn, so kann man doch auch vom katholischen Geistlichen sagen: Wer einmal zur Erkenntnis des Lebens gekommen ist, für den hat das Leben ein Ende. Wenn auch nicht das Leben überhaupt, so doch die Frische, Fröhlichkeit und Sorglosigkeit des Denkens und Wirkens. Dr. Hansjakob sagt sich freilich vom politischen Katholizismus los; ob ihm das seinen

Humor wieder geben wird? Wir bezweifeln es. Wer einmal den Schritt des Dr. Hansjakob gethan hat, muß entweder der Schritte mehr thun, oder verbittert zurücktreten."

Diesem Artikel gegenüber schreibt Hansjakob in seinen Aufzeichnungen: „Die Worte der Frankfurter Zeitung geben in der That einen Teil meiner dermaligen Stimmung richtig wieder. Der Humor hat seine „wehmütige Seite" diesmal herausgekehrt. Doch hoffe ich, meinen Humor wieder ganz zu finden, wenn die Schatten, welche die mir gewordene Behandlung geworfen, mit der Zeit verschwunden sein werden."

Ein kleines bayerisches Volksblatt aus dem klerikalen Lager fand durch Freundeshand auch seinen Weg nach Hagnau und Hansjakob schreibt dazu: „Es schimpft über mich, was das Zeug hält, wegen meiner Residenzerinnerungen. Das ordinäre Schimpfen ärgerte mich nicht, aber etwas anderes."

„Das genannte Blättchen nennt sich „Kreuz", erscheint in Stadtamhof und hat zum Redakteur einen Pfarrer Schäfer von Rampsau. Auf dem Titel prangt das Kreuz Christi mit der Inschrift:

„Alles für Jesu und Maria." Diese Leute meinen nun, wenn man seinen Nebenmenschen heruntersetzt, geschehe das auch zur Ehre Jesu und Maria. Bei solcher Gesinnung würde man besser den Teufel über das Blättchen malen."

Welches neue Hagelwetter hat denn hereingestürmt in das Leben unseres Hansjakob? — Am 14. November 1877 war er wieder in Karlsruhe angekommen, um den Sitzungen der Abgeordnetenkammer anzuwohnen. Mit Anfeindungen herüber und hinüber blühte der Kulturkampf.

In der Kammer stand das Examengesetz für die jungen katholischen Geistlichen zur Beratung. Die ultramontane Partei, zu der Hansjakob gehörte, sprach sich für starres Festhalten aus, verdammte jeden Gedanken an Nachgiebigkeit.

Ganz entgegengesetzt gestalteten sich die Vorstellungen der Zukunft der katholischen Kirche in Hansjakobs Seele. Am 25. Februar 1878 sprach er sich freimütig in der Kammer aus:

„Ich habe jahrelang der Theorie von dem Kampf mit Prinzipien gehuldigt, ich bin aber zu der Überzeugung gekommen, daß man mit starrem

Festhalten an Prinzipien zu Grunde gehen kann. — Ich wiederhole es: im Interesse des Klerus, der jahrelang standhaft gekämpft hat und nun auf dem Aussterbeetat steht, im Interesse des katholischen Volks, das in der Seelsorge notleidet, im Interesse der Forterxistenz der katholischen Kirche in unserem Lande müssen wir diesem Gesetze gegenüber nachgeben und eher Unrecht leiden, als der größten und heiligsten Interessen verlustig gehen. — Nicht diejenigen sind die wahren Freunde der katholischen Kirche, die zum fortgesetzten Widerstand, sondern jene, die zum Nachgeben und zur Versöhnung raten."

Damit hatte Hansjakob das Tischtuch zwischen sich und den Extremen zerschnitten. In der klerikalen Presse und in der Partei sprach man von ihm als von einem Freischärler und verirrten Priester.

Was nützte es ihn, daß Kiefer, einer der nationalliberalen Führer von der Kammer, in der „Badischen Korrespondenz" ausführte: „Man möchte jetzt so gerne dem Abgeordneten Hansjakob das Brandmal eines Ueberläufers anhängen. Vergebliches Bemühen. Herr Hansjakob ist heute,

wie vormals, vom Geiste römisch-katholischer Gesinnung erfüllt. Er lebt und webt in der Denkweise eines Dieners seiner Kirche. Sein Gedankenkreis wird nach wie vor dem Gebiete der klerikalen Lebensanschauung angehören. Möge es diesem Manne gelingen, furchtlos den Weg der Treue für die höchsten Güter seiner Kirche und seines segensvollen Berufs weiter zu gehen und jederzeit sein gutes Gewissen höher zu stellen als Gunst, Lob oder Tadel von oben."

Am 31. Januar machte Hansjakob einen Besuch bei Viktor Scheffel, der ihm sofort in Aussicht stellte: „Sie werden fortan viel Herbes zu erfahren haben."

Es bewahrheitete sich in vollem Sinn. „Sie elende Kreatur Kiefers! Lieber gar keinen Priester zum Abgeordneten als so einen wie Sie. Sie sind würdig, der Nachfolger von Reinkens zu werden. Pfui! Sie gehören ins Narrenhaus."

„Die große Treibjagd war gegen mich im Gange," erzählt Hansjakob. Sein guter Mut wurde allen Kränkungen gegenüber aufrecht erhalten durch eine Menge von Zuschriften aus den verschiedensten Kreisen, namentlich auch von kirch-

lich wohlgesinnten Priestern, die ihre Zustimmung ausdrückten. — „Sie haben mir und vielen anderen aus der Seele gesprochen, aber man darf es ja nicht laut sagen,“ so sprachen junge Kollegen zu dem tapferen Manne, der dem Terrorismus gegenüber seine Ueberzeugung nicht verhehlt.

Schon vor dem 25. Januar hatte Hansjakob gesagt: „Ich unterscheide zwischen Angehörigen der katholischen Kirche und der extremen politischen Sekte der Ultramontanen. Von dieser werde ich mich demnächst feierlich lossagen (in dem Buche: „Aus der Residenz“).“ Und am 3. Februar fügt er bei: „Dieser politische Katholizismus ist es, der uns den religiösen Katholizismus ruiniert und deshalb, weil mir die katholische Religion über alles geht, entsage ich ihm aus ganzer Seele und mit allen meinen Kräften.“ —

„Ich finde, daß ich durch das stete Alleinsein mit meinen Gedanken innerlich viel ruhiger, aber auch elegischer gestimmt bin. Vergänglichkeit und rasches Schwinden von Zeit und Dasein beschäftigen mich viel mehr als sonst bei meinen einsamen Gängen.“

In solchen Tagen hat Hansjakob seine Abkehr von dem politischen Tagestreiben durchgeführt und sich von manchen seitherigen Genossen getrennt. In solchen Tagen hat er mit seinen Residenzerinnerungen seine letzte politische Streitschrift in die Welt hinausgeschickt und sich zugleich niedergesetzt zu dem Werke, das wie seine folgenden für das gesamte deutsche Volk bestimmt war, nicht bloß für die Parteien.

Den Blick rückwärts gerichtet ins Heimatthal, in die Knabenjahre, ging Hansjakob sammelnd und klärend an seine erste große, an seine bahnbrechende Arbeit, an das von Poesie überfließende Buch: „Aus meiner Jugendzeit.“ Vorwort und Entschuldigung hat er im Herbst 1879 verfaßt. Mit dem Buche selbst aber hat sich Hansjakob in das Herz des deutschen Volkes hineingeschrieben.

Der Dichter hatte seinen Weg gefunden. Die Töne, die er hier anschlägt in dem ersten seiner der künstlerischen Vollendung zustrebenden Werke, sie klingen durch alle seine folgenden Schriften wieder: die wehmutsvolle Liebe, mit der er an seiner Heimat hängt, innere Wahrhaftigkeit, echte,

ungeschminkte Empfindung, kecke Selbständigkeit. Und dazu tritt die Aufgabe, die er sich selbst stellt: dem stets üppiger sich entfaltenden Kulturleben die männlichen Tugenden der alten Zeit und des alten Bauernstandes zu erhalten, mit derber Faust aber anzufassen alles das, was in Bureaukratie, in Litteratur und in Lebensgewohnheiten dem Altbewährten feindlich entgegentritt. Seine Erzählungen erhalten gerade dadurch manche scharfe Spitze, aber auch viele kulturhistorisch höchst interessante Ausführungen. Durch die Echtheit der Empfindung aber, durch den Zauber einer ungesuchten Zusammenfügung erhebt sich die Sprache an einzelnen Stellen zu voller Meisterschaft und Schönheit. — Die stillen, einsamen Stunden und Tage, die er in Hagnau am See fand, mochten ihm doppelt willkommen sein zur Einkehr in die eigne Innerlichkeit nach dem aufregenden politischen Getriebe der vorhergegangenen Jahre. Seine Häuslichkeit sehen wir schon damals wie noch heute aufs beste bestellt durch seine Schwester Philippine, welche mit liebender Sorgfalt jede von außen kommende Störung nach Kräften abzuhalten sucht. Sie hatte ihren Namen nach dem Vater erhalten, der

Philipp hieß; bei den Knabenspielen und sonst in Haslach, wo die Kinder stets mit dem Vatersnamen oder Vatersberuf genannt werden, wurde unser Heinrich Hansjakob als Beckenphilipple oder



Hauptstraße in Haslach.

als des Beckenphilipp Heiner gerufen. —

Aus dem Alleinsein mit sich selbst also entstand das Buch: „Aus meiner Jugendzeit.“

Das Vaterhaus ragt natürlich am deutlichsten und höchsten aus der Jugendzeit heraus.

Der ernste, strenge Vater und die Mutter mit ihrer muntern, oftmals in Witz und Satire überspringenden Rede und den lebhaften schwarzen Augen. Zu einem rechten Elternhaus gehört aber auch eine Großmutter. Da hatte es der kleine Heinrich bequem. Er war als erstes Enkelkind geboren worden. Die Großmutter verlangte deshalb ihr gutgemessenes Teil an ihm. Nur durch einen einzigen Nachbar war ihr Haus von Heinrichs Elternhaus getrennt. Allein nicht die Großmutter war hier die wichtigste Person. Als anziehendste vielmehr erschien dem lebhaften Jungen die Lenebas, „eine Goldseele, wie ich keine mehr auf Erden gefunden.“ Alt geworden am Herdfeuer, beschloß die Lenebas (hochdeutsch Großtante Lene) ihre Tage bei der wohlhabend gewordenen jüngeren Schwester, welche eben Heinrichs Großmutter war.

„Alte, vereinsamte religiöse Menschen, die in ihrem stillen Kämmerlein auf den Tod warten, kommen mir vor wie ein abgelegener einsamer Waldsee, den kein Windeshauch und kein Sturm berührt, der träumend in sich selbst ruht, in den die Sternlein Gottes herabschauen und ihn mild verklären. So sitzt in kleinen Städten, in Dör-

fern, auf einsamen Höfen manch ein altes Mütterlein in enger, tiefmonotoner Stube, vergessen und verlassen von der Welt und oft auch von ihren Angehörigen, aber sie lebt den Frieden Gottes, ihr Gebet steigt wie Weihrauch zu Gottes Thron empor, und ihre Tage verrinnen, sie weiß nicht wie. Und es wachsen lauter Himmelsblumen auf dem Boden solcher Seelen. Solch ein Menschenherz war unsere Lenebas. Und ich fühlte mich zu dieser frommen, alten Seele hingezogen wie zu einem Magnet." — „Wenn ich es in meiner Hand hätte, ich würde meine unvergeßliche Lenebas unter die Heiligen versetzen, um der Religion willen, die sie mir gelehrt und erhalten hat."

Die allermeisten jungen Menschenkinder mögen in ihrem Leben eine Erscheinung haben wie die Lenebas oder doch eine, die an die Lenebas erinnert. Aber sie merken's nicht, gehen achtlos an ihrer Lenebas vorüber und im Sturmwetter des Lebens finden sie erst recht keine Zeit mehr, an die Mahnungen der kaum beachteten Erscheinung zu denken.

Neben ernsten und wehmütigen Betrachtungen aus der Jugendzeit führt uns aber Hansjakob auch

gar Lustiges vor. Denn bei dem gesicherten Wohlstand der Eltern, bei ihrer Güte und Sorgfalt überwog die Lust bei weitem an dem reichen Kinderhimmel des Erstgeborenen. Die köstlichste aber



Gutleutbrücke in Haslach.

von allen heiteren Erinnerungen knüpft sich an die Schändlichkeit der „Biramadel". Sie war eine der Obstverkäuferinnen, die ihren Stand unter dem Rathause hatten. „Hab und Gut des Kindes waren seit Jahren ihr zugeflossen; nie trat ich an einen andern Korb als an den ihrigen.

Da hat die Schlange den armen Knaben zuerst verführt und dann verraten. Sie verleitete mich nämlich, bei ihr in geldlosen Zeiten auf ‚Borgs' zu kaufen und so mein brennendes Verlangen nach den ersten Kirschen, Zwetschgen oder Kastanien zu stillen." Der kleine Näscher ging auf den lockenden Vorschlag ein; die Folge war, daß er bald eine Schuld von zwölf Kreuzern bei der „Viramadel" hatte. „Mit welcher Seelenangst ging ich von jetzt ab in die Schule, vorbei an dem Weibe, das meine ganze Ehrlichkeit in der Hand hatte und im Besitze eines Geheimnisses war, dessen Eröffnung Vater und Mutter mit Schrecken erfüllt hätte. Um dieser zwölf Kreuzer willen habe ich mehr Angst gelitten, als ein Börsianer unserer Tage um eine gefährdete Million." Es galt also, die Schuld zu tilgen und wieder ein fröhlich Herz zu gewinnen. Ein Glücksfall fügte es, daß der Schweinehändler ins Städtchen kam und einige Buben gewann, darunter unsern Beckenphilipple, die im Galopp durch die Gassen zu rennen und die Ferkel auszurufen hatten. Der Lohn war reichlich; er betrug einen Groschen. Das Geschäft ließ sich gut an; am Nachmittag hatte die Großmutter

Holz auf den Speicher zu tragen. Wieder ein Lohn: zwei Kreuzer. So nannte der Heiner am Abend fünf Kreuzer sein eigen und ging, sein Herz zu erleichtern und seine Schuld um fast die Hälfte zu mindern. Also auf zur „Biramadel"! Schon war er ganz in ihrer Nähe; er sah sie bei ihrem Korbe sitzen. Da trat ein Guckkastenmann in den Weg und bot sein Geheimnis an um zwei Kreuzer Schaugeld. Rasch war der unselige Bann des Apfelweibs vergessen. „Um zwei Kreuzer Blutgeld ärmer, schlich ich mich von dannen und meiner ‚Biramadl' zu, um ihr wenigstens drei Kreuzer zur Besänftigung zu überliefern. Die aber war wie eine erzürnte Hexe. Sie hatte zugesehen, wie ich, angesichts meiner Schuld, noch in einen Guckkasten zu schauen das Geld und den Mut hatte. Sie nahm zwar den Groschen, aber die restierenden neun Kreuzer forderte sie noch am Abend von der Mutter. So ward ich an den Pranger gestellt, von der Mama als ihre Schande bezeichnet und vom Vater abgeprügelt. Und das hat mit ihrem Singen die ‚Biramadl' gethan!"

Die folgenden Abschnitte des Buchs behandeln Spiele und Festzeiten, Feld und Wald, Kirche

und Schule, die Revolution, Mutwillen und Bosheiten. Ueberall zeigt sich ein solcher Reichtum von Poesie und ungesuchten Augenblickszeichnungen, daß schon an dem Ueberhang einer der seitherigen



Kirche und Pfarrhaus in Haslach.

Dorfgeschichtenschreiber zum Hausbrauch genug gehabt hätte für sein Lebtag.

Bei einem so außerordentlich fruchtbaren Schriftsteller, wie es Hansjakob ist, erscheint es verwunderlich, daß eine ganze Reihe von Jahren verging, 1880 bis 1884, ohne daß er mit einer neuen Schrift in die Oeffentlichkeit getreten wäre.

Offenbar hatte seine Absage an die politische Welt und an das Treiben der Parteien bei ihm eine gewisse Reaktion zur Folge. Er begann eine ganz neue Sammelstellung zu beziehen und trug einstweilen mit emsiger Hand in seinen letzten Jahren in Hagnau Material zu neuen Betrachtungen und Schriften herbei.

Angekündigt hatte er sich ja schon beim deutschen Volke durch seine Schrift: „Aus meiner Jugendzeit.“

Nachmals hat er die letzten Erlebnisse in Hagnau zusammengetragen in „Dürre Blätter“ und in der dritten Reihe der „Schneeballen“; Werke, die er erst in Freiburg der Oeffentlichkeit übergeben hat.

3.

Der Pfarrhof von St. Martin in Freiburg i. Breisgau, das alte Franziskanerkloster, gehört heute zu den hervorragendsten geistlichen Sitzen. Im August des Jahres 1884 ist Hansjakob von Hagnau auf die Stadtpfarrstelle zu St. Martin versetzt worden und ließ es sich angelegen sein, die Stattlichkeit und Bequemlich-

keit des Pfarrhofs noch zu vermehren, des Mittelpunktes für Wirken und Arbeiten, für seine schlicht-vornehme Lebensweise. Das Pfarrhaus selbst hat Hansjakob umgebaut und im Parterre Läden eingerichtet, welche alljährlich 4000 Mark an Miete abwerfen. Zur Kirche hat er einen Turm gefügt, da ein solcher der ehemaligen Bettelordenskirche nicht zukam. Das Aeußere der Kirche wurde aufgefrischt und zwei neue Kapellen sind gebaut; der Chor der Kirche ist restauriert und mit einer Nachbildung des Altars von Dobberan versehen worden, mit einem Aufwand von 16000 Mark.

Schon in Hagnau war es dem Findgeiste des Pfarrherrn geglückt, allerlei historische Beziehungen herauszuspüren. Zwischen die Zeilen seiner Reiseerinnerungen, zwischen die Rückblicke in seine Jugendzeit, zwischen die „Dürren Blätter" wußte er stets helle Streiflichter fallen zu lassen: Beziehungen zur Geschichte alter und neuer Zeiten, Aussprüche von geistreichen Männern, von Forschern auf allen Gebieten des Wissens ohne Unterschied der religiösen Zugehörigkeit. Eine derartige außerordentliche Belesenheit und Gelehrsamkeit konnte nunmehr sowohl verwertet als ergänzt werden durch

die mancherlei wissenschaftlichen Schätze und Archivalien, welche in Freiburg der suchenden Hand nahe lagen. Da gab es in alten Urkunden genug zu studieren, und aus diesem Schatze mag ein Teil der Unterlage zusammengesucht worden sein, auf der nachmals Erzählungen wie die „Erzbauern“ aufgebaut wurden. Jedenfalls aber ist auf solchem Handschriftenstudium das Gerüste für den „Leutenant von Hasle“ und für „Der Steinerne Mann von Hasle“ zusammengefügt worden.

Zunächst ging jedoch aus der Urkundensammlung eine wissenschaftliche Arbeit hervor: „St. Martin in Freiburg als Kloster und Pfarrei.“ Die Schrift ist reich an Beiträgen zur Kirchen-, Ordens- und Kulturgeschichte. Und hier sei zugleich einer außerordentlich wertvollen Ausführung gedacht, die, im strengsten wissenschaftlichen und kritischen Geiste gehalten, im Jahr 1891 erschienen ist: „Der schwarze Berthold, der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen. Eine kritische Untersuchung.“

Die mühsame Arbeit löst die Aufgaben, die sie sich gestellt, äußerst glücklich: Der halb mythische Franziskanermönch, seither ganz mit Unrecht Bert-

hold Schwarz geheißen, erhält seinen richtigen Namen, und für die Stadt Freiburg ist der Anspruch gesichert, daß aus ihren Mauern jene weltumgestaltende Erfindung hervorgegangen ist. — Um welche Zeit zum erstenmal mit Pulver und Kanonen oder mit wallbüchsenartigem Geschütz die Kugel geschleudert worden ist, und in welchem Lande die Erfindung und erster Gebrauch vor sich gegangen, diese Frage hat von jeher die Geister beschäftigt. Sie zu beantworten, sagt Hansjakob, liege keinem so nahe als ihm, dem Pfarrherrn von St. Martin, das als ehemaliges Franziskanerkloster die Heimat für den schwarzen Berthold gewesen sei.

Zunächst geht der mit wählender Hand und kritischem Auge sich vorwärts Fühlende auf die Ansprüche der Griechen, Araber und Chinesen ein und kommt dann auf den besonders wichtigen Abschnitt: „Die drei Pulvermönche." Albertus Magnus in Köln, Roger Baco in England, Bertholdus niger, der schwarze Berthold, in Freiburg im Breisgau haben zu derselben Zeit etwa, Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, unabhängig von einander, die explodierende Mischung entdeckt. Aber

nur der dritte der genannten Mönche, der schwarze Berthold, verstand es, die neuentdeckte Kraft einzuspannen und zu nützen.

Als Zeugen führt unter andern Hansjakob auch den Dichter Ariost (1474—1533) an. Ariost nimmt, indem er wohl an die arabischen Feuerschützen denkt, an, daß sein Roland schon in Spanien ein Geschütz in die Hand bekommen, es aber, wie dies einem tapfern Ritter geziemte:

Geworfen in des Meeres tiefste Gründe,
Daß keine Spur sein Dasein mehr verkünde.

Und nun fährt der Dichter fort:

Das höllische Gerät ward aus den Wogen,
Nach langen Jahren durch des Zaubers Macht,
Auf hundert Klafter tief herausgezogen
Und dann zuerst den Deutschen zugebracht,
Die mancherlei Versuch damit vollzogen;
Und da, auf unsern Schaden stets bedacht,
Der böse Geist verfeinert ihre Sinne,
So ward man endlich des Gebrauches inne.

In den nächstfolgenden Abschnitten führt dies der Verfasser näher aus und schließt mit dem geistreich durchgeführten Kapitel: „Beurteilung der Erfindung in der Welt." — „Die Weltuhr hat mit dem Eintritt der Erfindung des Freiburger Franzis-

kaners eine neue Stunde geschlagen und damit eine neue Zeit eingeleitet."

„Der erste Büchsenschuß hat viel lauter als Arnold Winkelried bei Sempach in die Welt hineingedonnert: der Freiheit eine Gasse! Die Herrschaft auf dem Lande und das Regiment in den Städten lag vor der Erfindung des Schießpulvers und der Kanonen in den Händen der waffenkundigen Ritterschaft. — Schon die Freiburger haben, zum Schloß ihrer Herren hinaufschießend, sich die Freiheit geholt, als die ersten von Deutschlands Stadtbürgern, welche mit der Feuerwaffe ihrem Grafen den Meister zeigten."

„Das Pulver und die Geschütze haben den freien Bürgerstand geschaffen und die „Grundrechte des Volkes" erringen helfen, und Bertholds Erfindung schuf das, was wir heute mit Stolz „das Volk in Waffen" nennen."

Derselbe Mann, der bald mit sprudelndem Humor, bald mit erquickender Herzerhebung oder mit satirischen Seitenhieben die buntesten Bilder in reicher Abwechslung uns vorgeführt hat, derselbe geht hier bei streng geschlossenem Stoffe Schritt für Schritt mit zwingender Logik vor.

Dieselbe Unentrinnbarkeit, welche die kritische Untersuchung über den schwarzen Berthold auszeichnet, ist auch der Beweisführung eigen in Hansjakobs Kanzelvorträgen für Sonn- und Feiertage und in seinen Fastenvorträgen.

Auf die Fastenzeit der Jahre 1887 und 1888, ferner von 1890 bis 1893 hat Hansjakob je sechs Vorträge erscheinen lassen und der Reihe nach folgende Themate gewählt:

Die wahre Kirche Jesu Christi.

Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche.

Jesus von Nazareth.

Meßopfer, Beichte und Kommunion.

Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung.

Sankta Maria.

Im Titel ist richtig hervorgehoben, daß diese Kanzelreden „Vorträge“ sind, nicht eigentliche Predigten. Der gewöhnliche Kanzelton ist völlig vermieden; der Endzweck der einzelnen Reden hält sich meist innerhalb des intellektuellen Gebiets, so wenig Gemüt und Wille leer ausgehen. Namentlich für gebildete Kreise ist die Lektüre von hohem Genuß.

Weil diese Reden eben Vorträge sind und nicht bloße Predigten, so gleichen sie im Druck auch nicht gefrorenen Eisblumen; sie brauchen sich auch vor der Zeit nicht zu fürchten und werden stets auf den Leser einen gewaltigen Eindruck machen. — Eine Schweizer Stimme sagt: Hansjakob ist eben ein Prediger von Gottes Gnaden; und eine andere hebt hervor:

„Die Fastenpredigten des Freiburger Pfarrers Hansjakob fesseln auch den Protestanten durch ihre originelle, geistvolle und doch durchaus volkstümliche Art.“ —

Es ist richtig, man mußte in den seitherigen Erzählungen Hansjakobs bei seiner Art, sich gehen zu lassen und zu plaudern, manche Unebenheiten bezüglich der Diktion mit in den Kauf nehmen. In den wissenschaftlichen Arbeiten aber wie auch in den späteren Schriften und in diesen Kanzelreden begegnen wir einem nahezu vollendeten Aufbau der Sätze und Gedanken. —

Schon von Hagnau aus hatte sich Hansjakob im Jahr 1875 in eine Winterstation der Schweiz geflüchtet, um durch streng vegetarisches Leben und kalte Einwickelungen die Nerven zu beruhigen.

Wer die rasche Aufeinanderfolge der erzählenden Bücher, der gelehrten Untersuchungen, der religiösen Ausführungen ins Auge faßt, die Fremdartigkeit der Stoffe untereinander, die seelische Anteilnahme des Schreibenden an jedem der einzelnen Stoffe, das Hineingießen von so viel Geist und Wärme, den wird es nicht verwundern, daß endlich die straff gespannten Thätigkeitsnerven zu reißen drohten. „Wer es nicht erfahren hat, was bis zur Verzweiflung aufregende Schlaflosigkeit heißt, und wer nicht die ganze Tiefe der Schwermut selbst gefühlt hat, dem kann man, selbst wenn er der berühmteste Arzt wäre, den Jammer eines solchen Zustandes weder beschreiben, noch ist er im stande, ihn auch nur annähernd nachzufühlen."

Bald trat bei Hansjakob noch eine weitere Erscheinung der Neurasthenie auf, die sogenannten Zwangsvorstellungen, heftige Gemütsbewegungen, die wochen- und monatelang anhielten, auch wenn Ursache und nächste Folge längst geschwunden waren. „Ich war in Schwermut versteinert." Ein so heller Kopf kennt kein Vorurteil. Im Januar 1894 suchte Hansjakob die Heilstätte Illenau auf. Seine Erleb-

nisse hier und seine Gedanken giebt er uns in der Tagebucherzählung: „Aus kranken Tagen.“

Am 28. März 1894 nimmt er Abschied von Illenau. Denn so weit, daß es fortan bei aller Sorgfalt in der Lebensweise wenigstens auszuhalten ist, hat er es in der Anstalt gebracht; sie war ihm ja „in den Tagen des Sturms der rettende Hafen.“ Er fand „Menschen und Menschenfreundschaft, wie man sie draußen in der Welt nicht oft findet.“ Er segnet Tag und Stunde, die ihn hierhergebracht. Dann richtet er ein Wort an alle, die ein derartiges Heilinstitut scheuen. „Woher kommt euer Sträuben und Wehren, euer Abscheu und eure Angst vor dem Irrenhaus? Von der Furcht vor der öffentlichen Meinung. Aber es handelt sich hier nicht um die öffentliche Meinung, sondern um das Heil der unglücklichen Kranken, das doch euch näher liegt als das dumme Geschwätz der Leute.“

Wenige Monate, bevor er die Illenau bezogen, hatte Hansjakob in einem kleinen Schwarzwaldparadies Erholung gesucht. Oben haben wir schon gesehen, wie, südlich von Haslach, in weiter, wiesiger Thalmulde das kleine Dorf Hofstetten

liegt, rings umgeben von Matten, Buchen- und Tannenwäldern. Den Weg hierher hat Hansjakob



Hansjakobhütte.

wieder gemacht. In dem ländlichen Wirtshaus „zu den drei Schneeballen“ hat er Unterkunft und

äußerst aufmerksame Verpflegung gefunden. Mäßig hoch im Walde steht seine Strohhütte auf der Brand; sie ist ihm der liebste Aufenthalt.

Während ich dieses schreibe, liegt die neueste Karte, bearbeitet vom Großherzoglichen Topographischen Bureau, im Maßstab 1 : 25000 aus dem Jahr 1895 vor mir, und richtig, da steht die Bezeichnung: „Hansjakob-Hütte.“ So ist's recht, ihr Herren Topographen und Geometer, wenn ihr auch der Litteratur und den Lesenden zu Hilfe kommt. Unschwer finden wir uns in der kleinen Bergwelt von Hofstetten zurecht, wenn wir immer wieder einen Blick auf die Karte werfen. Auch wenn wir die „Schneeballen“ lesen oder „Erzbauern“ und „Abendläuten“, müssen wir notwendig die topographische Karte zu Hilfe nehmen. Sie hat die Volksnamen treu bewahrt und hilft uns zu der Vorstellung von der Aussicht auf den Höhen und zur Einkehr in die weltabgeschiedenen Thäler, wo die verräucherten Hütten liegen mit den mächtigen Strohdächern.

Die Bergwelt von Hofstetten ist wesentlich im Süden dieser Oertlichkeit gelegen, da, wo die Wege ins Elzachthal hinüberführen. Die Perle

unter den Aussichtspunkten ist die Heidburg, in einer Stunde von Hofstetten zu erreichen und des öfteren von Hansjakob aufgesucht. Schon als Knabe war Hansjakob durch den Knecht zur Ent-



Hofstetten.

deckung der Burg geführt worden. „Meine Seele jubelte, als wir in dem alten Gemäuer umhergingen. Jetzt hatte ich ein Quartier für meine Ritter und Burgfräulein, für den Ritter Peter, die Emma von Finkenstein und Ida von Toggen-

burg." — In früheren Jahren war Hansjakob leichtfüßig hinaufgewandert; jetzt muß er, der keine halbe Stunde mehr zu Fuß gehen kann, mit dem „Bennewägele" reisen. „Durch hellgrüne Föhren-



Auf der Heidburg.

haine fahren wir der Heidburg zu, und bald stehen wir im Hof der einstigen Burg, wo mein alter Freund, der Steinhauer Klaus von der Funi, mit seinen Gesellen hantiert, um den Buren drunten in den Gehöften und drüben in den Berghalden steinerne Brunnentröge, Grabsteine und anderes zu meißeln.

Als Hansjakob in Hofstetten Besuch erhielt von dem Dichter Vierordt aus Karlsruhe, da führte er den Gast auch an seinen Lieblingsplatz, auf die Heidburg. Kurze Zeit darauf reiste Vierordt nach Venedig und schickte als Gruß nach Hofstetten die Worte:

Es spiegelt im Meer sich der Abendstern
Und heimwärts ziehen die Segel;
Da schwingen auch heim die Gedanken sich gern
Zum einsamen Schwarzwaldkegel:

Zur Heidburg, die ich noch jüngsthin mit dir
Am Frühlingsabend erstiegen.
Wie lag sie im blühenden Maienrevier.
So schwarzwaldstill und verschwiegen!

Gott leuchte allem, was kernhaft und echt,
Mit goldigem Sonnenstrahle!
Auch dem rauhen wohlhäbigen Bauerngeschlecht
Im Salmersbacher Thale!

Gedenk ich an euch am Meeressaum,
Blitzt Heimweh mir im Gemüte!
O Heidburg, o Schwarzwaldfrühlingstraum,
O blinkende Wildkirschenblüte!

Einige Stunden westwärts von der Heidburg liegt der Hühnersedel mit weitgehender Aussicht.

Aber die reichsten Schönheiten finden sich doch auf der Höhe zwischen Hofstetten und Elzach. „Ich meine jedesmal, wenn ich auf diese Höhe komme, hier sei die beste Luft im ganzen Schwarzwald."



Die Heidburg.

So hat auch Hansjakob der Lieblingsplätze viele: die Hochmunde, das ganze Biederbach, die Höhehäuser, das Hülenfeld (Heulenfeld), die Eck, am Schwobekriz.

Nachdem Hansjakob auf allen Höhen und aus-

sichtsreichen Kreuzwegen Luftschlösser gebaut hat, einfache Hütten, in denen er ungestört leben möchte nach dem alten Spruch:

Ich wünsche mir am Blütenrain
Ein still Gehöft und Haus,



Beim Dorfschmied in Hofstetten.

Wo Kuckucksruf vom Wald herein
Und Hahnenruf hinaus —

nach allen diesen Thaten kehrt er immer wieder gern in seine Strohhütte zurück. Nur der „Schwobe-wind", der Ostwind, wird ihm zuweilen lästig. Hier geht er seinen Betrachtungen nach über den

Segen der Einsamkeit und über den Fluch, den die sogenannte Langeweile für die meisten Menschen mit sich bringt. „Es ist ein eigen Ding um



Hansjakob liest dem Dorfschmied in Hofstetten die neueste Zeitung vor.

die Langeweile und um ihre angebliche Vertreiberin, die Zerstreuung. Das ganze Leben vieler Menschen besteht eigentlich nur in dem Bestreben, der Langeweile aus dem Weg zu gehen."

Auch in der Dorfschmiede findet der Dichter

seinen Platz, oder auf der kleinen Brücke, unter welcher der Forellenbach rauscht. An besonders schönen Tagen aber muß Wendel, der Kutscher, einspannen, und fort geht es nach einem der Lieblingsplätze, zur Schau über das Meer der Baumgipfel.

Wiederholt ist Hansjakob in Hofstetten gewesen und läßt das Büchlein „Im Paradies“ davon erzählen, wie er dort weilte von der Zeit, da die Wiesen sich mit Blumen schmückten, bis zu den Tagen, da die erste Sense klang. Wir erfahren auch, wie in Hofstetten und Umgebung noch an den alten Trachten der „Wibervölker“ festgehalten wird; wie in ihrem sonnigen Dachstübchen so eine alte fromme Trachtenschneiderin heute noch sitzt und arbeitet. Aber nicht nur die „Wiber“ und einzelne Mannsleute bewahren die Vorliebe für ihre alten Trachten, sondern auch die Wohnungen der Menschen thun dies, wenn sie den Strohdächern den Vorzug geben, die im Sommer Kühle und im Winter Wärme spenden und zugleich stimmungsvoll hineinpassen in diese reiche Gotteswelt. — Nahe bei Hofstetten, etwas höher am Abhang zwischen Obstgärten, Wiesen und Fel-

dern gelegen, von ragendem Hochwald überschattet, hat ein prächtiger Bauer sein Anwesen. Er denkt gerne zurück, wie er „im Krieg" Geschützführer gewesen. Sein Haus ist gewiß eines der ältesten hier. Unter mächtig überhängender Strohhaube blinzelt es mit seinen hellen kleinen Fenstern urbehaglich in die Welt hinaus und fühlt sich offenbar sicher und wohlbehütet. Er möchte um keinen Preis anders wohnen, meint der Bur; und mit ihm stimmen die Tausende überein, die hier auf Höhen und im Thale die Urväterhütte sich erhalten. Es erinnern diese hochgiebeligen Strohbauten an die ähnlichen Auftürmungen im nordwestlichen Deutschland und in Nordholland. In dem letzteren Landstrich geben die Strohdecker dem Ausschnitt, der für den Schornstein ausfallen muß, mit zierlich geschlungenen Linien eine gefällige Umrahmung.

Im Jahr 1896 trat Hansjakob für die Erhaltung der Volkstrachten mit außerordentlichem Erfolge ein durch Veröffentlichung der Schrift: „Unsere Volkstrachten." „Wie die Soldaten stolz sind auf ihre Uniform, die sie von anderen Leuten unterscheidet und als das bezeichnet,

was sie sind, so sollten die Bauern stolz sein auf ihre alten Trachten, die auf den ersten Blick zeigen, daß sie dem ältesten, dem ehrenwertesten und dem notwendigsten Stande der Welt, dem Bauerstande, angehören.“

Mit seiner Schrift hat Hansjakob zugleich den Anstoß zur Gründung des Volkstrachtenvereins in Freiburg i. Br. gegeben, der am 4. Juni 1899 im Geburtsort Hansjakobs, in Haslach, sein Fest abgehalten hat, bei dem auch die großherzoglichen Herrschaften erschienen sind.

Der Kämpfer für die alten Trachten und alten Sitten wird naturgemäß zugleich zu einem Streiter gegen die Unarten der Mode, der Nachahmungssucht und Begehrlichkeit. Keine Gelegenheit läßt er vorübergehen, ohne mit aller Wärme einzutreten für Erhaltung des guten alten Glaubens und der alten Lebensgewohnheiten inmitten der modernen Kultur. „Weil ich sehe, daß bei neunundneunzig Prozent unserer Gebildeten und Halbgebildeten Bildung und Unglaube gleichbedeutend sind, und sehe, wie mancher armselige Tropf meint, es gehöre zur Bildung, das Christentum zu verachten, deswegen wehre ich mich so gegen

diese Faustsche Abwendung von Gott und hasse die Kultur, welche dem braven, gläubigen Landvolk, das wie die Lichtgestalt des Parzival unter Prüfungen den heiligen Gral sucht, gerne die Anschauungen eines Faust als Wegweiser gäbe in den Abgrund und ins Elend. Das Landvolk allein ist heutzutage noch der Riese Christophorus, der auf seinen Schultern den Weltheiland trägt. Daß es diese ‚Last' abwerfe, dafür will die moderne Kultur und Aufklärung sorgen, und darum zieht sie schon das Weib, die Mutter, in ihren Hexenbann."

Auf die Eigenart der Naturmenschen, der Bauern und kleinen Handwerker ist Hansjakob schon früher zu sprechen gekommen, in den Erzählungen, die sich „Wilde Kirschen" betiteln. Mit dem Wanderbursch werden wir bekannt gemacht und in enge Werkstatt geführt, wo zufriedene, sinnige Menschen arbeiten, alle beseelt von echter Heimatliebe oder, sobald sie in der Fremde sind, umgetrieben von unsäglichem Heimweh. Bald läßt uns der Sammler herrlicher Episoden aus dem Bauernleben die weltabgeschiedenen Höfe sehen, wo die Bauern wie Könige sitzen und über ihre

„Völker", „Wibervölker" wie „Mannsvölker" herrschen. Das ist der Bur, der selbstbewußte Häuptling seines Stammes, wie er heute noch in Südafrika sich zeigt, wie er auch im Alten Testament geschildert ist. — Was auf dem Hermeshof vor sich gegangen, wie der alte Hermesbur, dieweil er sich zum Sterben legt, seine „Völker", Töchter und Söhne in die Ernte schickt, die von Gewitter und Regenguß bedroht ist; er könne allein sterben; hier sei niemand nötig, aber dort bei der Arbeit —, wie das alles dargestellt ist, das muß jeder selbst beim Lesen nachempfinden; wahrhaft klassische Größe auf dem weltfernen Einödhof im Schwarzwaldthal.

Unter den vielen originellen Charakterstudien in „Wilde Kirschen" ist die packendste und ergreifendste die Geschichte vom „närrischen Maler" Karl Sandhaas. Als Kind einer verführten Haslacherin „ledig" geboren, wußte er trotz aller Widerwärtigkeiten und Demütigungen doch sein Talent zur Geltung zu bringen und sich in Darmstadt, München und Rom Ausbildung zu verschaffen.

Nach der Rückkehr in die Heimat wurde er vom Rat in Haslach mit der Ausführung eines

Altargemäldes beauftragt. Aber dies Bild wurde ihm zum Verderben. Der zum Himmel auffahrenden Mutter Gottes hatte er die Züge der von ihm in der Stille geliebten Försterstochter Mine gegeben, während in der Gruppe der ihr verzückt nachschauenden Apostel sein eigenes Bildnis sichtbar wurde. Entrüstet wies der Rat das Bild zurück und als der gekränkte Künstler drohte, er werde eine Geburt Christi malen und die Vorbilder für Ochs und Esel der Ratstube entnehmen, da war es vollends um seine Stellung in der Heimat geschehen.

Auswärts aber fand er sein Glück. Bald konnte er mit einem Säckchen Kronenthaler zurückkehren und daran denken, seine Mine heimzuführen. Aber diese war durch jähen Tod dahingerafft worden. Da begann sich der Geist des Malers zu umnachten; er zog sich von den Menschen zurück in abgelegene Waldhütte. Nach vielen neuen Bitternissen starb der Gebrochene im Jahr 1859 im Haslacher Spital.

Allmählich fand seine Kunst Anerkennung und die Haslacher beschlossen, ihm ein sühnend Grabdenkmal zu errichten. Auf dem Trachtenfest, in

der „Sandhaasausstellung", ist seinen Werken die rechte Ehrung zu Teil geworden.

Von anderen Schriften, die Hansjakob in Freiburg zusammenstellte: „Aus meiner Studienzeit" und „Dürre Blätter" ist oben schon die Rede gewesen. Bald darauf erschienen in drei Bänden (Reihen) „Schneeballen."

Den eigentümlichen Namen hat der Wirtsschild in Hofstetten abgegeben, und hierher, in die ehemals fürstenbergische Herrschaft, kam der Schild aus dem fürstenbergischen Wappen. An kulturgeschichtlichen Einflechtungen hat es ja bei den Erzählungen Hansjakobs nirgends gefehlt. Aber hier ist ein Stück Kulturgeschichte niedergelegt, das vielleicht erst in späterer Zeit in verdientem Maße gewürdigt werden wird. Nur weniges ist frei erdacht, dem allermeisten liegt aktenmäßiger Nachweis zu Grunde.

Der Verfasser behandelt in den „Schneeballen" vorzugsweise Charakterköpfe aus der Landbevölkerung. Frisch vom Baume bricht er uns die Frucht. — Der erste Band bringt Schilderungen „Aus der Karfunkelstadt". Es sind drei arme Hütten, aus denen die Stadt mit dem Edelstein-

namen besteht. „Der Wendel auf der Schanz“, der Unbeugsame und sein Weib, die Vef, werden uns hier vorgeführt. Der zweite Band birgt eine besondere Perle, den „Vogt auf Mühlstein“.



Karfunkelstadt.

Zum Titel könnten auch bezeichnenderweise gewählt sein die Worte: „Biegen oder Brechen.“

Die einzige Tochter des Klostervogts auf Mühlstein, die Magdalene, liebt den Hans, den Sohn des Oelerjok, des armen Müllers (d. h. den

Sohn des Müllers Jakob Oeler). Die Lust am Gesang, am Zusammenflechten der Stimmen, hat sie zunächst aneinandergekettet. Eine innige Liebe ist daraus entstanden. Und nun kommt die alte Geschichte: dem reichen und stolzen Klostervogt gefällt des Oelerjoken Sohn, der arme Hans nicht; er hat seine Tochter dem verwitweten reichen Hermesbur, der freilich die Fünfzig schon überschritten hat, versprochen.

„Und wenn er so reich wär, wie der Prälat im Kloster drunten, und so brav wie der Einsiedler auf dem Josephsbergle bei Gengenbach, ich könnt ihn nicht gern haben," so meint die Magdalene. „Wer aber wird von Liebe reden, wo es sich doch um Heirat handelt und zwar um eine reiche Heirat?" Dahin geht die Ansicht der Mutter und der Patin. „Nach dem Hof wird geheiratet und nicht nach Liebe," davon geht der Vater nicht um Haaresbreite ab.

In dumpfer Verzweiflung hat Magdalene sich endlich darein ergeben, daß der Hochzeitstag mit dem Hermesbur angesetzt wird auf den 17. Jauuar 1785. Noch einmal trifft sie mit Hans zusammen im dichten Wald am Stollen-

grund. „Drum Magdalene, ist's wohl am besten, wir scheiden, ehe sie uns mit Gewalt trennen. Bleib' mir gut, wie ich dir, bis zum letzten Stündlein." — „Es wird mir leichter ums Herz, wenn du dem Vater nachgiebst, als wenn ich dich in täglicher Not und Plag weiß."

In Thränen ging das Mädchen und der treue Bursche kam ihr ob seiner Entsagung vor wie ein Heiliger. Hans aber hatte sich vorgenommen, auf der Hochzeit nochmals mit den Kameraden zu singen und der Magdalene zu sagen, daß er das Land verlassen wolle um ihrer Ruhe willen.

Man sitzt am Hochzeitsmahl im Hirschen zu Zell. Es geht hoch her. Man hat es ja. — Da tönt auf einmal aus der Nebenstube fröhlicher Gesang. Der Hans ist es, der mit dem alten Sängerbund über den Berg gekommen ist.

Kaum waren die ersten Töne in den Hochzeitssaal gedrungen, als Magdalene hell aufhorchte. Da plötzlich schnellt sie auf von ihrem Sitz zwischen Vater und Ehemann und eilt dem Gesange zu, in die Stube, wo die Kameraden und Kamerädinnen sind aus der glücklichen Zeit

des Sanges und der Liebe. Im Brautschmuck setzt sie sich neben den Hans, legt seine Hand in die ihrige und singt mit, singt so schön wie noch nie. Da wurde auch der Hans, der zum Abschiednehmen gekommen war, von der alten Liebe ergriffen und sang:

„Das Mühlrad ist verbrochen,
Die Liebe hat ein End,
Und wenn zwei Nordracher scheiden,
Reichen sie einander die Händ'."

Glänzende Perlen in den Augen erhob sich Magdalene und sang vor Vater, Mutter und Ehemann, vor allen Lindachern und Schottenhöfern, vor den Nordrachern und anderen „Völkern" ihr eigenes Lied, das noch niemand gehört. Und als sie die letzten Worte gesungen:

„Man läutet mir mit silbernen Glocken,
Ich aber lieb' keinen als des Oelerjocken —"

da glaubte man nicht auf einer Hochzeit, sondern auf einem Kirchhof zu sein, so weinten die Menschen. — Der Winterabend dunkelte bereits zu den Fenstern herein, wo die Liebe so mächtig strahlte.

„Gehe jetzt mit deinem Mann," sprach noch

der Hans. „Ich sorge dafür, daß dein Vater und der Hermesbur nichts mehr über mich zu klagen haben und es dir leichter wird, auf dem Hermeshof zu leben.“ —

Mit unheimlicher Ruhe folgte Magdalene ihrem Mann auf seinen Hof.

Jetzt aber trat sie, umstrahlt von der Helle heldenmäßiger Entschlossenheit, vor den ihr aufgedrungenen Ulrich hin: „Du hast des Vogts Magdalene heimgeführt, aber du sollst kein Weib haben an mir. Ich werde dir die erste Magd auf deinem Hofe sein, still und fleißig, aber nie dein Weib.“ Und die starke Seele hielt aus, hielt aus unter den Stockstreichen des Vaters und des Angetrauten. Gerade zwei Monate nach ihrer Hochzeit, im März 1785, versenkte man ihre Leiche ins Grab „Unter den Eichen“.

Der Pater Pirmin Haan, der sie getraut, hat sie dort begraben.

Fast acht Jahre waren vergangen seit dem Tage, da die junge Bäuerin eingesenkt worden war; sorgsam wurde das Grab gepflegt und oft besucht. Da führte der Krieg österreichische Völker daher. Im Kirchhof zu Zell „Unter den Eichen“

arbeitete eben der Totengräber an einer neuen Ruhestätte, als ein Korporal von den Kroaten nahe trat mit der Frage, wo das Grab sei der Magdalene, des Vogts Tochter auf Mühlstein. Lange betete der Korporal unter Thränen auf dem Grabe seiner alten Liebe; man hat nie wieder von ihm gehört. —

Der dritte Band der „Schneeballen“ führt uns nach Hagnau an den See, wo Hansjakob, wie wir gesehen haben, von 1869 bis 1884 Pfarrer gewesen. Die hoffnungsreichen Winzer, die Fischer, Dorfschneider und Küster, weinfrohe Seeschwaben, sie alle lernen wir kennen. Wie versteht es Hansjakob, Funken zu schlagen aus dem an sich oftmals spröden und toten Gestein! Und wie natürlich ist seine Hantierung dabei, recht entgegengesetzt der gekünstelten Art, mit der sonst wohl ein Fünklein dem Landmann abgequält wird.

Zu dem, was ihm das liebste bleibt, zu Handwerkern und Bauern kehrt der Dichter immer wieder zurück. In dem Buche „Bauernblut“ legt er ein bemerkenswertes Bekenntnis ab. „Die folgenden Geschichten sollen darthun, was im Blute, in der Seele des Naturmenschen alles

gelegen ist, welche Fähigkeiten, welche Eigenschaften, welche Tugenden und Laster, wozu ich dann noch meinen Senf gebe." — „Ich mache meine Bücher nicht wie ein Schreiner seine Kästen und Kommoden; ich will auch dabei und darin sein. Ja, in gewissem Sinn möchte ich sagen: das Buch bin ich! Der Held der Erzählung giebt mir oft nur die Form ab, in die ich meine Gedanken und ‚Bosheiten' hineinschreibe. Dann bin ich Pfarrer und Prediger und in letzterer Eigenschaft amtlich gewohnt, an den mir vorliegenden Text stets Nutzanwendungen anzuknüpfen. Diese Gewohnheit trägt sich naturgemäß auch auf meine Bücher über." Gerade deshalb ist ja Hansjakob zu den Dichtern und zwar zu den begnadeten zu rechnen, weil er in seine wirtschaftlichen, geschichtlichen und philosophischen Ausführungen die eigne Seele hineinschreibt, weil er die einzelnen Personen seiner Bilder mit farbigem, daseinsfreudigem, blutdurchströmtem Leben zu erfüllen weiß.

4.

Wir haben oben gesehen, wie im Frühling und Sommer 1878 sich bei Hansjakob eine Wandlung vollzogen hat, wie aus dem politischen

Streithahn ein warmherziger Kämpfer für Rechte und Freiheiten der katholischen Kirche geworden ist, der sein Ideal sieht in einem von christlichem Geiste durchdrungenen, von der Kirche zwar geleiteten, aber frei sich bewegenden Volkstum. Solchen Bestrebungen haben sich seither schon oftmals die moderne Kultur sowohl, als das neuartige Rechtsleben des konfessionslosen Staates feindselig entgegengestellt. Von keiner Seite aber droht so unmittelbare Gefahr, als von der Sozialdemokratie. Mit dem Jahr 1890 hatten die Ausnahmegesetze gegen sie aufgehört. Kecker als jemals trat sie auf in Stadt und Land.

Das Hinübergreifen von den festgeballten und wohldisziplinierten Massen der Städte auf die vereinzelten Menschenhäuflein des Landvolkes, die Entsendung von sozialdemokratischen Agitatoren zu den Landleuten giebt dem Freunde des Bauernstandes Gelegenheit, seine warnende Stimme zu erheben. Hansjakob thut dies in der kleinen Flugschrift: „Der Sozialdemokrat kommt!" — Zunächst rechnet er dem konfessionslosen Staate seine Sünden vor, verurteilt die vielen unsinnigen Freiheiten (Gewerbefreiheit, Verehelichungsfreiheit)

und zeigt den Bauern, was nach sozialdemokratischem Glaubenssatz aus der Familie und der Ehrbarkeit werden müßte.

Sind die Heilmittel, welche Hansjakob in Vorschlag bringt, auch nicht ganz einwandfrei, so kann man doch seinen Ausführungen am Schluß voll zustimmen: „Man suche den Bauernstand zu heben, diesen noch einzig festen Kern des Staatslebens. Man vermehre nicht fort und fort seine Lasten, sondern suche ihm dadurch aufzuhelfen, daß man von den vielen Millionen, die der Staat ausgiebt, auch etwas mehr für die Landwirtschaft verwendet."

Die Flugschrift hat schon im Erscheinungsjahr 15 Auflagen erlebt, ist auch ins französische, vlämische und polnische übersetzt worden. —

Schier unerschöpflich scheint uns der Philosoph des Landlebens in seiner Produktionsfähigkeit zu sein, schier unerschöpflich auch der Humor trotz des welken und kranken Körpers, trotz mancher Verärgerungen. Freilich zuzeiten kann er auch bitter und bissig werden. Aber dann steht er wieder vor uns mit dem sonnigen Lächeln über das Antlitz hin, wenn er uns in den Erzählungen:

„Waldleute", „Erzbauern", „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" in die Heimatthäler, in Feld und Wald, auf die Einödhöfe führt und das sich abmühende Volk sehen läßt in Freud und Leid. Dieselben prächtigen, lebenswarmen Figuren treten in diesen neueren Erzählungen vor uns hin, wie wir sie schon in den älteren gesehen haben; dasselbe Goldlicht der Poesie rieselt durch das Gezweige, aber die Form ist, gleichermaßen wie bei den gelehrten Arbeiten, eine vollendetere geworden.

Die Erzählung, die sich betitelt „Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin" — unter der Schwarzwälderin ist die Hausierkiste des Großvaters zu verstehen —, behandelt ein Stück Familiengeschichte. Hansjakob erzählt uns ja in dem herrlichen Buch, das der Jugendzeit gewidmet ist, wie in Haslach das Haus der Großmutter fast an das Vaterhaus stieß, wie die Großmutter früh zur Witwe geworden sei. Denn bei seinem aufreibenden Beruf haben die Kräfte des Großvaters rasch abgenommen, er sei früh gealtert und habe verhältnismäßig noch jung sterben müssen. „Mein Großvater trug als Hausierer seine schwere

Kiste, die heute in meinem Besitze und hochgeschätzt ist, in alle Thäler und auf alle Berge und Höfe des oberen Kinzigthales und brachte den Bäuerinnen Faden, Nadeln, Hals- und Taschentücher. Abendbrot und Nachtlager auf der Ofenbank fand er bei den Bauern. Wenn er dann von den mühsamen Wanderungen ins Städtle kam (nach Haslach), kehrte er im ‚Kreuz‘ ein. Die Kellnerin war meine Großmutter, und so fanden sich beide. Der Hausierer kaufte vom hart erworbenen Geld ein Haus, wurde Kaufmann und wohlhäbig.“

Als Wälder Xaveri war der Großvater einst überall bekannt gewesen. „Und als Musterbild der Bravheit hielt mir die Großmutter stets den Großvater vor, wenn sie die Ermahnung gab: ‚Büble, sei au brav!‘ Sie erzählte, wie er ein armer, frommer Knabe gewesen, wie er später mit dreißig Kreuzern seinen Handel angefangen und wie Gott ihn gesegnet habe auf seinem mühvollen Lebensgang. Sie zeigte mir oft den großen schweren Stock und die Kiste, die der Großvater getragen.“

So viel über den Großvater mütterlicherseits. Der von Vaters Seite ist schon früher geschildert

worden in den „Schneeballen“ unter dem Titel „Eselsbeck“. Dieser Eselsbeck, der so hieß, weil an Markttagen die Leute ihre Esel bei ihm einstellten, war ein wirkliches Original. Er verstand, so interessant zu erzählen, daß er unter den nach Neuigkeiten stets begierigen Bauern sich eine große Kundschaft erwarb. Nur aus der Fremde, die er als Wanderbursch durchzogen, mochte er nicht berichten: „Us der Fremde kann i nex verzelle, nachts hab' i müsse backe, und am Tag hab' i gschlofe.“ Er war ein ganz entschiedener Demokrat, und machte Ortspolitik mit Hilfe seiner originellen Erzählungsgabe.

Da kam der Wälder Xaveri, der Hausierer, nach Haslach, um sich als kleiner Kaufmann anzukaufen. Damit erwuchs dem Eselsbeck eine gefährliche Konkurrenz. Denn der ehemalige Hausierer, der sich als solcher ziemlich viel Geld erworben hatte, war zugleich sehr gescheit und „grausam belesen“, belesener selbst als der Pfarrer und der Obervogt. Mit Staunen horchten die Haslacher und deren Nachbarn auf seine Erzählungen, zum größten Aerger des Eselsbecken, der von Neid und Eifersucht über diesen erfolgreichen Eingriff

in seine bis dahin unbestrittene Domäne erfüllt wurde. So lebten die beiden Großväter Hansjakobs, der Eselsbeck und der Wälder Xaveri, originelle, in ihrer Art geistreiche und erfinderische Männer, nicht im besten Frieden miteinander. Der Eselsbeck aber hatte einen Sohn, Philipp geheißen, der Wälder Xaveri eine Tochter Cäcilia; sie gewannen sich lieb, heirateten sich, und wie wir wissen, ist Heinrich Hansjakob, der Beckenphilipple, ihr Erstgeborener.

Beide Großväter hatten viel Lust und Geschick zum „Fabulieren". Dazu die Frömmigkeit von der Lenebas, die Tüchtigkeit vom Vater in das Kinderherz gegossen, zusammen mit dem Strahl von Schelmerei und Witz aus der Mutter munterem Auge, — und die Erbschaft für den Nachkömmling der so verschieden begnadeten Ahnen, für den Heinrich Hansjakob war fertig; er durfte nur hineinsitzen.

Aus den Berichten bejahrter Bürger von Althaslach, aus der Tradition, wie sie vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter übergeht, aus alten Briefen und Rechnungen ist der Stoff zu der vorstehenden Fa-

miliengeschichte im kleinbürgerlichen Kreise zusammengetragen.

Die Bücherei in Freiburg aber, alte Sagen und verbürgte Urkunden, haben des Dichters Herz zurückgeführt in die Tage, da um die Mauern der Städte und um die Burgen des Schwarzwalds wilder Kampf tobte.

Von ritterhaftem Sinn, von treuer Liebe erzählt uns: „Der steinerne Mann von Hasle“. Die Erzählung spielt zwischen den Jahren 1250 und 1340. Archivalische Forschungen eingehendster Art liegen zu Grunde. Wir werden auf die alte Burg Fürstenberg geführt und ziehen mit einem Zweig der Fürstenberger in die Burg von Hasela (Haslach); zu Freiburg im Breisgau sehen wir den schwarzen Berthold bei der Arbeit, wie er den Bürgern durch seine Erfindung die Mittel an die Hand giebt, sich von der Oberherrschaft der Ritter zu befreien. Kulturgeschichtliche Bilder ziehen an uns vorüber, welche die Fehden und Roheiten der Zeit malen, in eigenartigster Weise gemildert durch die Freude am Minnegesang, von dem schöne Proben gegeben werden. In prachtvoll plastischen Formen erschei-

nen die geschichtlichen Figuren, und gewaltig heben sie sich ab von dem frischen Lokalkolorit. Den Brautwerber begleiten wir nach Vorarlberg, wo das Schloß der Montfort liegt. Am Thor der Burg von Haslach wird die junge Frau von dem Gatten empfangen, dem Grafen Götz von Fürstenberg, dessen Steinfigur heute noch in der Kirche von Haslach steht.

Herzeleide ist der Name der einzigen Tochter, die ihnen geboren wird. Zu wunderbarer Schönheit entfaltet sie sich; in der Burg zu Haslach erscheinen der Freier viele. Längst aber hat Herzeleide ihre Zuneigung dem geschenkt, der ihr als der Hochsinnigste und Bravste von allen erschien, einem Knappen von feiner Ritterart, dem Rumo, dem Sohne eines Haslacher Bürgers, der als Waffenschmied, als Harnascher, am Stadtbach wohnte. Als der Geschickteste und Tapferste von allen hatte sich Rumo erwiesen beim Streit auf den Kampfäckern; so süß wie er meisterte keiner das Lied der Minne; bald sollte er zum Ritter geschlagen werden und vorher noch Dienst nehmen beim Grafen von Hohenberg.

Da wagte sich Verleumdung an Herzeleides

Namen. Für ihre Ehre mußte gekämpft werden im Burghof zu Haslach. Angstvoll harrte alles auf den Ritter, der für seine Minne zu streiten bereit wäre. Da sprengt Rumo in die Schranken, wirft den Gegner nieder und will abreiten. Graf Götz hatte ihn aber erkannt, ließ ihn festnehmen und in die Tiefe des Kerkers werfen. Doch findet die Liebe den Weg zur Befreiung. Aber alle Kampflust ist aus der Seele des jungen Rumo gewichen. Er tritt in die Fanatikersekte der Geißelbrüder ein. Nochmals sieht er die Geliebte, ohne sich von ihr für die Welt zurückgewinnen zu lassen. Hier vermochte das schöne, heldenstarke Weib keinen Sieg zu erringen. Noch flehte Rumo, daß sie endlich dem ihre Hand reiche, der seit zwölf Jahren unermüdlich um sie anhalte. Und so geschah es. Bald erfuhr Herzeleide den Tod des Geliebten ihrer Jugend und sträubte sich nun nicht länger, als Gattin eines andern wackeren Mannes ins Elsaß auf Burg Rappoltstein zu ziehen.

An der Geschlossenheit der Erzählung im Aufbau, an dem stetigen Weiterrücken der Handlung mag ja manches auszusetzen sein. Aber ohne dadurch beirrt zu werden, geht man weiter. Auch

im frühlingsgrünen Wald hört man den vereinzelten Mißton nicht; die Nachtigall singt ja viel zu laut.

Schon vor dem „Steinernen Mann" hat sich Hansjakob in der Novelle versucht, im „Leutnant von Hasle". Die Erzählung führt zurück in die Schicksale der Schwarzwaldbewohner während des Dreißigjährigen Krieges. Bis ins kleinste anschaulich werden die Verhältnisse in den Städtchen und auf dem Lande dargestellt: die Unfähigkeit und Ratlosigkeit der Städter, die Verzweiflung der Bauern, die Ohnmacht der kaiserlichen Heerführer, die Raubgier und Mordlust der verwilderten Soldaten. Wirkungsvolle Schilderungen zeigen überall den ganzen Hansjakob. Nicht selten werden wir in beiden novellenartigen Erzählungen, in beiden Romanen an Walter Scott erinnert, aber die Eigenart schlägt doch überall durch.

Ein köstliches Stück Kulturgeschichte knüpft sich an die prächtigen Gestalten, die zusammengefaßt erscheinen unter dem gemeinschaftlichen Namen „Erzbauern", das will sagen: echte Ur- und Oberbauern, Bauernhäuptlinge als Besitzer

von Feld, Wiese und Wald, oder solche, die auf edles Erz im Schoß der Erde geschürft haben. Wir lernen märchenhaften Reichtum kennen nebst einer besonderen Art von Vergeudung mit fürstlichen Passionen, die Nachäffung der vornehmen Welt in den Bädern durch die reichen Bäuerinnen; Niedergang und Armut, alle Wechselfälle des Lebens, wie sie der Holzreichtum und die Erzadern des Schwarzwaldes im Wandel der Jahrhunderte mit sich gebracht. Wir sehen die Bauernkönige, wie sie im stillen Waldthal auf ihrem Eigentum sitzen und mit nicht geringem Selbstbewußtsein aus den mächtigen strohgedeckten Häusern in die Welt schauen, wie sie die Kronenthaler in Körben messen, wie sie ihre „Völker“, Hunderte von Knechten und Mägden, bei der Arbeit anstellen, wie sie ihre Leibgarde unters Gewehr treten und mit Musik aufmarschieren lassen. Tief hinein in all die Herrlichkeit dürfen wir blicken, um zu erfahren, wie das alles nicht standhält, wie der Großbauer abdankt und verschwindet unter der Herde der Taglöhner, wie sein Eigen übergeht an den noch Mächtigeren.

„Drum ist's nicht gut, wenn die Bauern so

große Höfe haben, daß sie die Fürsten spielen können. Denn wir haben gesehen, daß die meisten Erz- und Fürstenbauern an ihrer eigenen Größe zu Grunde gingen. — Man lebt eben in alleweg sicherer in der Tiefe als auf den Höhen der Menschheit."

Der Seebenhof am Wildsee besonders habe seinen guten Geist gehabt an dem Seemännle, das im See gewohnt habe, aber nachts emporgetaucht sei, um die Dinge zum Vorteil des Seebenbauers vorzurichten. Alles in sparsamer Einfachheit. Da sei plötzlich ein vornehmer Geist in die Seebenbäuerin gefahren; mit Essen und Kleidern habe man groß gethan, auch dem Seemännle gegenüber. Dieses aber habe sich abgewandt, sei ausgeblieben, und mit der Wohlfahrt auf dem Seebenhof sei es vorbei gewesen.

Es sind Eigenmenschen im guten wie im bösen Sinn, die hier auftreten, herrschende Naturen. Ihr Hauptrepräsentant ist der Vogtsbur, den wir als Andreas I. kennen lernen. — Überall, wo Gruben auf edle Metalle abgebaut wurden, zieht die Sage von ungehobenen Schätzen immer wieder die Phantasie unternehmungslustiger

Menschen nach den Wunderplätzen hin. Der „Benedikt auf dem Bühl“ ist es, den wir in die Geheimnisse der unterirdischen Welt begleiten.

So hat der Erzähler, den Aufzeichnungen von Urkunden folgend, das einzelne Menschenleben, Glanz und Niedergang eines ganzen Standes kulturhistorisch verwertet. Aber auch an idyllischen Einstreuungen fehlt es hier so wenig wie anderswo; wir begleiten „die Holdersbacher Studenten im Schnee auf ihrem Gänsemarsch“ zur Schule und nach Hause, das heißt, wir gehen mit den Bauernbübchen und -mädchen aus dem Holdersbachthal, die stundenweit, mit Brot und Äpfeln in der Tasche, zur Schule wandern und nach „dem Schluß der Vorlesungen“ wieder heimwärts trollen.

Scharf herausgehauen aus dem Leben sind die Gestalten, die uns entgegentreten in dem Buch „Waldleute“ geheißen. Es sind drei Erzählungen. In der ersten ist „der Fürst vom Teufelstein“ geschildert, der auf seinen Waldgängen, als Förster, stets zu pfeifen und zu singen pflegte, um „die Frevler“ vor Ueberraschung zu schützen, der sich eine von wunderbarer Poesie umwobene Waldresidenz geschaffen. —

Die dritte Erzählung besonders, „Afra“, fesselt mächtig als eine Dichtung voll wildwüchsiger Grazie und Feinheit, voll Morgen- und Waldesduft; kurzes Jauchzen und Jubilieren der Menschenseelen; darauf endlos Trauern und Tragen eines zu Boden drückenden Leides; ein Kabinettsstück ersten Ranges, rund, geschlossen und gefeilt.

Taufrischer Morgen ist die beste Zeit zum Mähen des Grases; drum hat sich das Oferle (im Volksmund aus Afra gebildet) vom Fohrengrund auf den Weg gemacht, am Waldrand das Futter zu holen. Eben lädt sie ihr Gras auf das kleine Wägelchen, als auf die Waldwiese ein jägermäßig aussehender Bursche tritt. Zum Plaudern sitzt man besser; er nimmt auf dem Markstein Platz, das Oferle setzt sich auf den Grashaufen. Wenn man die ganze Woche in der Einsamkeit sitzen muß, plaudert es sich so angenehm. Aber der Bursche ist dem Oferle fremd und es muß auch heim nach dem Fohrengrund, der weltabgeschieden wie eine Oase im Waldmeer liegt, wo jetzt die Mutter mit der Mehlsuppe wartet.

Und mit der Mutter ist nicht zu spassen; sie gehört zu jener Sorte, die ihrer Frömmigkeit und

Ehrbarkeit einen sauertöpfischen, griesgrämigen Anstrich giebt und nichts sehnlicher wünscht, als alle Freudigkeit der Menschenkinder in Gift und Galle zu ertränken. Der Vater hat sich längst ergeben und die Herrschaft abgetreten; zwei erwachsene Töchter teilen die Einsamkeit mit den Eltern, das Oserle und die Marieev.

Daß es der Wildschütz Toni aus dem Hirschgrund gewesen, der beim Grasmähen mit ihr zusammengetroffen, hatte das Oserle ja aus dem Mund des Jägers gehört. Am Peter-Paulstag ist Jahrmarkt in Schiltach. Dorthin wanderten die beiden Schwestern; mit dem Toni war es ja verabredet; — die scheuen und doch vertrauensvollen Mädchen aus dem Walde und der kecke Schütz, der weitbekannte Sänger. Bald wußte ganz Schiltach, daß er mit dem Oserle „gehe“.

Auch der Mutter im einsamen Fohrengrund ward die Kunde zugetragen. Sie „that wüst mit dem Maidle.“ — Schon war es Winter geworden, die Leute in St. Roman hatten sich nach der Kirche verlaufen; auf diesen Augenblick hatte der Wildschütz gewartet; er trat auf die Mutter zu: „I bin der Toni aus dem Hirschgrund und

mein's ehrlich mit Eurem Oferle; ich will's heiraten." — „Ein Wildschütz und ehrlich," knirschte die Alte; „und einer der am Sunntig Morgen statt in d'Kirch in den Wald geht und zu de Maidle, wenn d'Mueter net daheim! So lang i leb', kriegst du kei Maidle von mir."

Die warmblütigen Menschen aber ließen sich durch keine Macht trennen und nun ging es nach dem alten Liede:

Wohin du schönes Mädchen,
Wohin du Mädchen stolz?
Ich geh zu meinem Vater
Wohl in das Tannenholz.

Geh du zu deinem Vater
Wohl in das Tannenholz,
Deine Ehre sollst du lassen
Bei einem Jäger stolz.

Die Mutter wurde erbarmungslos; jetzt erst sollte der Wildschütz das Maidle nicht haben, trotzdem er immer und immer wieder anhielt. — „Wie ein verwundet Reh irrte das Oferle tagsüber durch die Wälder, hilflos und allein, und nachts lag es schlaflos auf weichem Moosbett, und die Nachtvögel krächzten ihm ihre Toten-

melodien.“ — „Es gehört eine starke Naturgabe dazu, um das zu ertragen, was das Maidle in der Waldhütte zu ertragen hatte an Mißhandlungen, Beschimpfungen und Verstoßungen, und was es zu leiden hatte in den einsamen Nächten im Walde.“

„Daß unser Oferle trotz allem, was es zu leiden hatte, in seiner oft verzweiflungsvollen Lage nicht zur Verbrecherin wurde, spricht für die Stärke seines Seelenlebens.“ —

Es war im Monat Februar 1894; Hansjakob befand sich, wie er in seinem Buch: „Aus kranken Tagen“ erzählt, in Illenau; da brachte eine gebeugte Bäuerin aus dem Fohrengrund ihre Tochter in die Irrenanstalt. Die Kreuzträgerin ist Afra und von ihr läßt sich Hansjakob erzählen, wie sie vor zwanzig Jahren Zwillingen, zwei Mädchen, das Leben gegeben, wie aber die finsteren Stunden, die sie im Walde verbracht, auch in der Kinder Seelen unheimliche Keime hinterlassen haben. Der Toni habe eine andere geheiratet und so lebe sie in der Hütte im Fohrengrund allein mit den beiden Mädchen und der hartherzigen Großmutter.

Das alles läßt sich Hansjakob erzählen und nimmt sich zugleich vor, sobald als thunlich, in die Heimathütte zu blicken, wo Afra wohnt mit ihren Töchtern Walburg und Gertrud.

Es ist im Frühjahr 1896, als Hansjakob der Hütte in der Waldoase des Fohrengrundes zuschreitet. Der hochgewachsene Mann, dem sie in Illenau alles erzählt, wird sofort von Afra wieder erkannt und in ihre Häuslichkeit geführt.

„Und die Afra erzählt nochmals alles von ihren geistigen Qualen. Die Maidle sitzen da, zur Erde das Haupt gesenkt, wie Fruchtähren, wenn Hagelkörner über sie niedergehen." — „Mir kommen die Thränen, wie ich so die Afra und ihre Maidle vor mir sehe, die Mutter vom Leid redend, die Kinder es aufs neue fühlend und mit Thränen kämpfend. Ich reiche, als die Schmerzenskünderin geendet, der Walburg und der Gertrud die Hand und tröste beide, so gut und so schlecht ich's kann. Es ist schwer trösten in Augenblicken, in denen man selbst des irdischen Lebens Trostlosigkeit inne wird und darüber weint." —

O du taufrischer Sommermorgen, da der Wildschütz zu dem zierlichen grasmähenden Oferle

trat! Heute kann die alte Afra, das gebeugte Mütterlein, mit dem alten Volkslied singen:

An allen meinen Leiden
Ist nur die Liebe schuld.

„Ja, ja, es ist und bleibt die Liebe — des Menschen Himmelreich und des Menschen Hölle — diesseits und jenseits.“ —

Zu Weihnachten 1899 ließ Hansjakob eine Sammlung von Tagebuchblättern unter dem Titel „Abendläuten“ erscheinen, geschrieben in den Maien- und Herbsttagen 1897 auf der stillen Zuflucht in Hofstetten und Schapbach. Der Dichter mochte sich vorstellen, es seien hier die letzten Gedanken und Betrachtungen, die er in die Welt hinausgehen lasse, niedergelegt. „Abendläuten,“ sagt er, „bedeutet Friede und Ruhe. Mir galt diese Bedeutung heute nicht. Ich war müde, lebensmüde, aber Ruhe fand sich doch keine in meiner Seele. Es wogte darin auf und ab wie wildes Wehen.“

„Ich dachte daran, als wir am Bächlewald hinfuhren, dessen alte Tannen wie unheimliche, dunkle Gespensterriesen zu uns herüberschauten, daß mit dem heutigen Tage das Büchlein schließt,

dem ich den Titel ‚Abendläuten' gegeben habe und welches das letzte sein soll aus der Heimat. Seit zwanzig Jahren schreibe ich Erinnerungen an die Heimat und aus ihr. Ich hab' viel geschrieben und vieles davon mit meinem Herzblut. Und heute, da ich schriftstellerisch Abschied nehmen will von Land und Leuten im Heimatthal, möchte das Herz mir bluten, wenn ich zurückdenke, was die Kultur und der Zeitgeist in den fünfundfünfzig Jahren, in die meine Erinnerungen zurückreichen, zerstört haben im heimatlichen Thale an Poesie, an altem, echtem Volkstum, an Volkssitte, an Lebensart und Lebensgenuß.

„Ich habe in meinen Schriften die Menschen der guten alten Zeit und ihre gemütvolle Ursprünglichkeit festzuhalten gesucht. Ich habe, was heute noch an Poesie und Gemüt, an Sitte und Glaube im Volk des Kinzigthales lebt, geschildert. Wer aber nach hundert Jahren meine Erzählungen und Schilderungen liest, wird meinen, er lese Märchen aus einer vor tausend Jahren schon gestorbenen Menschenwelt. — Und darum blicke ich beim Abschied so trübe in die Zukunft meiner lieben Kinzigthäler, und darum ward das Herz mir heute so

schwer, als die groß' Glock von Hasle Abend läutete. Ich kam mir, da ich in kommende Zeiten schaute, vor wie ein alter Wegweiser, der einsam an weltferner Straße steht und nach einem Ort hinweist, der längst untergegangen ist."

Die schwermütige Poesie des Italieners Leopardi scheint den Schwarzwalddichter in seiner Einsamkeit besonders angezogen zu haben. „Es ist grauenhaft schön zu lesen, wie ein Genie mit gewaltiger Sprache sein Unglück und seine Verbitterung in die Welt stöhnt."

Frechheit und Tücke werden
Stets herrschen nebst der Mittelmäßigkeit,
Und obenauf sein Herrschaft und Gewalt. —
— —
Stets wird der Gute trauern, stets der Wicht,
Der Schuft, frohlocken. Erd' und Himmel werden
In Waffen immer gegen hohe Seelen
Verschworen sein.

Aber neben der Verachtung von Welt und Weltmenschen erscheint bei Hansjakob überall als sein eigentliches innerstes Wesen die wärmste Liebe für das Menschentum, für das Volk, das heißt für die Bauern, für die Einfältigen, für die Schwachen, für die Kleinen, für die Altmodischen, für die

Bedrohten. Er ist der Dichter für „das Volk von Gottes Gnaden“, der Dichter für die armen Leute, wie es vor ihm Dickens (Boz) gewesen ist, in gewissem Sinn auch Schiller.



IV.

Rückblick.

Die allermeisten der aufgeführten Erzählungen gehören zu jenen, bei welchen der Leser, wenn er sich in das Buch hineingelebt hat, mit vorausfühlendem Finger zu spüren und zu rechnen sucht, ob noch viele Blätter zum Lesen vorhanden sind, ob man noch lange mit dem Erzähler auf demselben Wege gehen darf, oder ob man bald Abschied von ihm nehmen muß. Ja, gegen manches hat sich heftiger Widerspruch in dir geregt, und doch hast du leidenschaftlich gern immer fort und fort gelesen.

Und das bringt auf die Frage: Worin liegt eigentlich der Zauber von Hansjakobs Erzählungen, von seiner Art der Darstel-

lung? — Die Naturwahrheit, der Tau von Jugendfrische, die Betonung des Reinmenschlichen und zugleich des menschlich Erhabenen auch in den bescheidensten Verhältnissen, die freimütige Offenherzigkeit, — diese Eigenschaften sind es, welche so gewaltig anziehen.

Durch Familiengeschichte und persönliche Tradition in vergangene Kulturzustände hineinreichend, fest in ihnen verankert, findet Hansjakob einen Beruf darin, auch das Kleinste wieder lebendig zu machen, Sitte und Brauch, Denkart und Gefühlsweise von ehemals mit dem Heute zu vergleichen.

Das starke Bewußtsein des eigenen Ursprungs, die gemütliche Versenkung in die Schönheiten der Heimatwelt, der Humor, die elegische Weichheit und Herzensgüte dieses urwüchsigen Alemannensohnes machen ihn selbst zum Mithandelnden in seinen Darstellungen, bilden eine reiche Individualität heraus, eine Eigenheit, die ihn aus der Menge hervorragen läßt. Individualität in gutem Vollsinn ist eben „eigen“ im Sinne des Schillerwortes: ein Recht hat jeder eigene Charakter.

Solche tüchtige Besonderheit zeitigt ihre Tugenden und Mängel. Die Eigenheit pflegt ihre Kräfte um einen hervorstechenden Einheitspunkt zu sammeln. Dadurch rückt der Schriftsteller der Gefahr nahe, die aus Eintönigkeit und Einseitigkeit sich ableitet. Aber auch die Einseitigkeit hat ihre Rechte.

„Ich bin ganz zur Subjektivität angelegt und in allen meinen Urteilen spreche ich gerne nur subjektive Anschauungen aus. Dies muß die Gegnerschaft anderer Subjekte und andere subjektive Meinungen hervorrufen, und je nachdem diese mit mir harmonieren oder nicht, wird auch die Kritik ausfallen."

Diese mit Einseitigkeit notwendig verbundene subjektive Auffassung schafft gerade einem Kulturbild nicht wenige Vorteile: sie zwingt zum stracken Losgehen auf den Einheitspunkt, zu nachdenklichem Verweilen, zu gewissenhaftem Eingehen auf die Verästelungen der Fäden, welche von dem Einheitspunkt ausgehen. —

Durch sein Zusammenknüpfen von Vergangenheit und Gegenwart in kulturhistorischen Vergleichen unterscheidet sich Hansjakob ganz wesentlich von

Bitzius (Jeremias Gotthelf) und von Auerbach; seine Art kommt mehr Immermann nahe, der uns seine Westfälinger in ihrem historischen Rost vorführt, und hat, rein kulturhistorisch verstanden, nicht wenige Verwandtschaft mit dem Geist, in welchem Justus Möser vor mehr als hundert Jahren geschrieben. —

Es ist ganz eigentümlich, daß diesem Dichter- und Kinderherzen, dieser offenen und naiven Natur eigentlich keine reine Erfindungsgabe innewohnt. Hansjakob hat das seltene Glück, daß diese Gabe bei ihm ersetzt wird durch eine natürliche Findkraft, die aus dem Unbedeutendsten, Kleinsten der wirklichen Welt eine Gedankenreihe ableitet, die auf das Hohe, das Ewige, das Ideale hinzielt. So erweist sich Hansjakob als der derbe Realist, der anfaßt, was ihm begegnet, der es von allen Seiten betrachtet und ihm seine Stelle anweist für die Welt der Gedanken und Ideale. Dabei übersieht er nichts; auch das Niedrigste ist ihm groß und gottähnlich, wert, betrachtet und hochgehalten zu werden.

Lauter fließt ihm der Strom der Dichtung vom Herzen; er entspringt unmittelbarer Anschau-

ung, und der Erdgeruch weiß ihn sicher zu leiten. In dem Buch „Abendläuten" sagt Hansjakob, Napoleon I. habe sich gerühmt, er würde den Boden seiner Heimat und seiner Jugendzeit am Geruch wiedererkennen, selbst wenn er nichts von ihm sehen könnte. „So geht es mir, wenn ich ins Kinzigthal komme, und darum rieche ich selbst durch Regen und Nebel hindurch den heimatlichen Boden und die Jugendjahre. Und das ist Grund genug, froh zu sein, selbst bei Regenwetter."

Was für sich selbst gern stehen will, was keck, unabhängig, was kantig, was originell ist, das zieht unsern Dichter an. Er formt es und greift dabei zu als ganzer Mann mit kecker Selbständigkeit, und doch formt er es mit zarter Hand und frommem Sinn. Wie alles an Hansjakob unmittelbar ist und nie gesucht, seine Beobachtung, seine Findkunst, so ist es auch die Lust, Dinge und Personen aus der Heimat zu betrachten.

Heimatkunst hat man mit einer nicht ganz deckenden Bezeichnung die Richtung des deutschen Schrifttums genannt, welche dem sich breit machenden Naturalismus und dem damit verbundenen geistigen Internationalismus eine Absage zugeschickt

hat. Als besondere Aufgabe sei es zu betrachten, daß man dem modernen Menschen die Heimat wieder gebe, daß man das Heimatgefühl, die Mutter alles echten Nationalgefühls, stärke.

Damit ist nichts neues entdeckt, sondern nur zu dem guten Aelteren zurückgekehrt. Wo die andern als die Suchenden erscheinen, da ist Hansjakob gerade in seinem wahren Element, in der angeborenen Natürlichkeit. Auge und Herz hat er dafür wie kein einziger vor ihm.

Wir wissen, wie die Litteraten vordem in die Anzüge von Kleinbürgern und Bauern sich selbst oder verwandte Naturen gesteckt haben. Solcher Maskerade entstammten dann jene Theater-, Litteratur- und Rührbauern, mit denen man uns Jahrzehnte lang weich gemacht hat; blasse Aquarelle, die man für eine Bildergalerie ausgab. Heute sind wir ohnehin wahrer, realistischer geworden; aus dem Blassen und Begrifflichen sind wir zum Farbigen und Sinnlichen zurückgekehrt. Und im Zeichnen der Leute, die dort oben auf dem Schwarzwald wohnen, überragt Hansjakob alle Darsteller von Auerbach bis Jensen einfach deshalb, weil die Geschilderten Fleisch von seinem

Fleische sind, weil er sich nicht erst in sie hineindenken muß, sondern von Kindheit an mit ihnen gefühlt und gelebt, sich gefreut und gelitten hat.

Ganz verfehlt würde es demnach sein, unsern Hansjakob im Rahmen irgend einer „Schule" unterbringen zu wollen. Er ist Originalmensch ohne schriftstellerische Regel. Und gerade darin liegt der Zauber, der zu ihm hinzieht, wenn er so im Mitteilen, im Plaudern schwelgt, wenn er bald in geschlossenen Bildern, bald in Spänen und Schnitzeln, da- und dorthin überspringend, aber immer weich und voll, Volkstum und Geschichte in meisterhafter Weise mengt und dabei zugleich in behagliche Stimmung versetzt.

Ein berufener Kritiker sagt: „In diesem Dichter ist nichts von Mache, von Sensation, von Koketterie, von Frivolität oder gar von Servilismus. Er ist eine grundehrliche Haut, tüchtig und gesund bis ins Mark. Er ist auch ein deutscher Mann; weltverklärender Humor bricht aus dem warmen Herzen dieses redlichen Volksmannes hervor. Scharfgeschnittene Charakterköpfe aus dem ‚niederen' Volk giebt uns der Dichter, der selbst ‚ein Sohn des Volkes' ist." —

Mancherlei **Anklagen** hat man auch gegen unsern Schwarzwalddichter gerichtet: sein Talent passe mehr für die episodisch auftretende, Nebenwege offen haltende Erzählung; bei seiner Gegnerschaft gegen die sich ausbreitende Industrie und die verfeinernde Kultur schütte er das Kind mit dem Bade aus; allzu stark pflege er seine demokratische Gesinnung zu betonen; seine Feindschaft gegen die „Wibervölker“ sei unnatürlich und wirke bei der häufigen Wiederholung aufdringlich.

Oben haben wir gesehen, wie die geschlossene, einheitlich aufgebaute Kunstform, schon bei gelehrten Arbeiten erprobt, auch für den Roman und die Novelle ihm nicht fremd ist. Oft hat er mit seiner schlichten Absichtslosigkeit, mit der psychologischen und geschichtlichen Treue an B. Goltz, an Steub, an Immermanns „Oberhof“ erinnert. Aber freilich, immer ist er wieder mit Vorliebe zum Plauderton des Erzählers zurückgekehrt.

„Durchs ganze Mittelalter,“ sagt Hansjakob, „ging das Sprichwort, das heute vergessen wird: Bauern machen Fürsten. In unsrer Zeit kann man sagen: Fabriken machen Millionäre und Revolutionäre.“ — „Das weiß ich sicher, wenn's

noch lange so fortgeht mit unserer Industrieritterei und den jetzigen Anschauungen der Nationalökonomie, dann kann man auch, wie über ‚den letzten Mohikaner' einen Roman schreiben mit dem Titel: ‚Der letzte deutsche Bauer'."

Nicht eigentlich gegen Kultur und Industrie an sich wendet sich Hansjakob, sondern gegen die mit dem Eindringen der sogenannten Kultur geweckte Begehrlichkeit. Hansjakobs Gestalten gehören deshalb leider zum Teil zu den aussterbenden Menschen. Die alte Gattung Mensch scheint ihm bedroht von der alles einebnenden, nichts verschonenden Kulturwalze.

Nachdenklich das Doppelwesen aus Lichtgeist und Teufel betrachtend, das wir Kultur nennen, sagt einmal der Aesthetiker Fr. Th. Vischer: „Die Liebe zur schönen Einfalt unverdorbener Menschennatur muß ihre Stunden haben, man muß ihr die Stunden lassen und gönnen, wo sie ihren Zorn gegen die Gifte der Natur loswettert. Wer wäre so dumpf, zu verkennen, was wir den Eisenbahnen verdanken, und wer so stumpf, es nicht zu fühlen, was sie verderben, wenn er zusehen muß, wie sie dem stillen Gebirgsthal, wo es noch Unschuld gab,

mit dem Touristenvolk die Verführung zuschicken, wenn ihr schriller Pfiff ihm sagt: Du lebst in einer Zeit, wo alles hetzt, alles jagt und der stillen Sammlung des Geistes keine Minute mehr bleibt?" —

Wenn Verurteilung jeder Art von Servilität und jeglicher Anwandlung von Byzantinismus als Kennzeichen demokratischer Gesinnung aufzufassen ist, dann mag Hansjakob für einen Demokraten gelten. Nachdem er sich als solchen längst bekannt hat, wäre es wohl gut, wenn er nicht so oft darauf zurückkommen wollte. Jedenfalls ist er ein Demokrat, der bei unbändigem Freiheitsdrang bekennt (im „Abendläuten"): „Ich bin ein Freund des Deutschen Reichs, seiner Macht und seiner Einheit." Und dem fügt er hinzu:

„Es gehört zu einem richtigen Demokraten auch ein Stück vom Aristokraten, und ein rechter Demokrat ist ein solcher eigentlich auch deshalb, weil er aristokratisch fühlt und sich für zu gut hält, um zu wedeln und den Servilen zu spielen."

Das ist ein Aristokrat, wie er sein muß. Und so ist er auch ein Feind jeder Lobhudelei. „Mich bringen," sagt er, „solche Dinge in eigen-

artige Verlegenheit, wie eine alte runzelige Dame, der man von ihrer Jugendfülle und Schönheit spricht. Ich bin wahrlich und leider kein demütiger Mensch und leide, wie alle Menschen, an Größenwahn; aber mein Hochmut zeigt sich mehr in einer gewissen Unbotmäßigkeit nach oben und in der Selbständigkeit meines Denkens und Redens, und das, was man Ovationen nennt, hasse ich in der Seele, und lieber sagt mir einer mein ganzes Sündenregister als eine Lobrede."

Seine aufrichtigste, ehrlichste Feindschaft aber widmet Hansjakob dem Treiben und Wesen der Bureaukratie: „Wahrlich, der schrecklichste aller Schrecken und die Quintessenz aller Borniertheit ist der Bureaukratismus, sei er nun geistlicher oder weltlicher Art. Er ist der Herr und Vater aller Knechtseelen, der Tod alles wahren Lebens, der Untergang des Volkswohls in jeder Hinsicht, der Henker aller Poesie und der Fluch aller Institutionen, die unter seinem Zeichen stehen."

Der geschworenen Feindschaft gegen den Bureaukratismus geistlicher Art ist wohl auch die Gereiztheit zuzuschreiben, mit der sich Hansjakob gegen einzelne geistliche Erlasse wendet, welche

Lebensgewohnheiten oder Sprache des Volkes mit Polizeigesetzen anzugreifen wagen. — Seinem echt christlichen Geist entspricht eine weitgehende Toleranz gegen andres Glauben und andres Denken. Altüberliefertes Kirchentum, von der Kirche beherrschtes Volksleben, das ist es freilich, was er durch seine Schriften den Gleichgültigen, den Nichtwissenden und Verächtern verständlich und wert zu machen sucht. Aber er thut das nicht in der Weise spanischer Eiferer, nicht in der Art, die an Maria Laach und Innsbruck erinnert, sondern mehr in dem Geiste, welcher die leider vergangenen Zeiten von Sailer-Heggelin und Christoph Schmid widerspiegelt. —

Ja, es scheint, Hansjakob hat nur eine einzige Heilige in seinem Kalender: Die h. Toleranz.

Auf Hansjakobs Meinung über die „Wibervölker", über die Welt der Frau und über die Frau selbst müssen wir näher eingehen; denn hier scheint eine wirkliche Verirrung des Kopfes und des Herzens vorzuliegen. Einiges Licht auf die Art der Gegnerschaft wird durch den Meinungsaustausch geworfen, den Hansjakob mit einer Dame aus Augsburg pflegte.

Es hatten sich in Augsburg Damen zusammengethan, um für notleidende russische Juden und deren Kinder zu sammeln. Zu dem Ende sollten Autographe erbeten werden behufs Verkauf. Auch Hansjakob erhielt eine dahinzielende Aufforderung. Nicht wenig verblüfft aber war die Schreiberin aus dem Damenkomitee, als sie seine Antwort in Händen hielt:

„Verehrte Dame!

Ich komme erst heute dazu, Ihre Verse vom 9. dieses Monats zu beantworten. Ich bin ausgesprochener Antisemit und der Ansicht, daß unsre Juden, die Geld in Hülle und Fülle haben, ihre russischen Brüder selbst unterstützen sollen. Zudem bekämen Sie für eine Selbstschrift von mir nicht so viel, um einem russischen Wickelkind jüdischer Abkunft auch nur eine Maß Milch kaufen zu können. Uebrigens glaube ich gar nicht, daß die Augsburger Herren und Damen so übertrieben sentimental sind, um für russische Juden zu sammeln, während es bayrische Christen genug giebt, die diesen Winter über Hunger leiden. Ihre Judengeschichte hat offenbar nur

den Zweck, zu meiner Selbstschrift zu kommen, und die soll Ihnen werden, weil Sie Ihren Namen unter die Verse gesetzt und nicht, wie so viele Ihres Geschlechts schon, anonym an mich geschrieben haben. Ihre Versekunst bewundere ich, kann sie Ihnen aber nur verzeihen, wenn Sie in der Kochkunst ebenso erfahren und gewandt sind. Es erscheint dieser Tage eine neue Schrift von mir mit dem Titel: ‚Schneeballen‘. Ich habe aber noch keine Exemplare zur Hand, sonst würde ich Ihnen eines für Ihr Kränzchen beilegen. Mich Ihnen und den übrigen weiblichen Ebenbildern Gottes empfehlend, Ihr ergebenster Hansjakob, Pfarrer in Freiburg.“

Fräulein B., die Schreiberin, setzte sich, nicht im mindesten entmutigt, sofort an den Schreibtisch und ließ diese Verse nach Freiburg gehen:

„Wer schreibt über die Pfähle weiß und blau?
Es ist Hansjakob, ich weiß es genau;
Er schreibt nicht milde, er schreibt nicht warm,
Ein Christ ist er, — daß Gott erbarm!

Hansjakob, ich berge so bang mein Gesicht,
Ich sehe die christliche Liebe nicht,
Die christliche Liebe, die ihr so preist —
Du schreibst, daß es mir das Herz zerreißt.

Kennst du es denn nicht, des Herrn Gebot:
Erbarmen für jedes Nächsten Not?
Wo diese so groß, so erschütternd ist,
Wie kannst du noch fragen, ob Jud' oder Christ?

Hansjakob, da bin ich viel höher gesinnt,
Und war doch ein jüdisches Wickelkind;
Hier ist nicht Ein christlicher Armenverein,
In den ich nicht werf' eine Gabe hinein.

Deine Selbstschrift, sie ist uns dennoch wert,
Der Seltenheit halber wird sie begehrt,
Du kommst in unsre Sammlung hinein
Und soll's als Antisemite sein!

Die Feder hast du sehr geistreich geführt,
Deine Frage, sie hat mich sehr amüsiert,
Denn wahrlich, so tief gekränkt ich bin,
Für Witz und Humor hab' ich dennoch Sinn.

Es gäbe schon längst keine „Juden" mehr,
Wenn der Christ nicht so gar unchristlich wär'."

Darauf antwortete Hansjakob:

„Verehrliches Fräulein!

Ich habe vor allen Leuten Respekt, die mir tüchtig die Meinung sagen, und das haben Sie ebenso scharf wie geistreich besorgt. Wenn Sie aber bedenken, daß ein jüdischer Bankier à la

Rothschild in Wien, Paris oder London allein im stande wäre, den armen russischen Juden zu helfen, so dürfen Sie es begreifen, warum ich es nicht für nötig halte, daß wir armen Christen es thun. Wenn übrigens alle ehemaligen jüdischen Wickelkinder so christlich wären wie Sie, so gäbe es keine Antisemiten. Aber das wünsche ich nicht, daß alle weiblichen Wesen so geistreich wären wie Sie, sonst müßten wir Schriftsteller betteln gehen. In aufrichtigem Respekt Dr. Hansjakob, Pfarrer."

Als Antwort kam folgende Erwiderung aus Augsburg:

„So, das war immerhin etwas Neue,
Du hast zwar hinten noch wackeren Zopf,
Und bleibst beim Irrtum, irrst aufs neue;
Doch wirfst du nicht alles in einen Topf.

O, fühltest du Reue, ganze, echte,
Die frei und offen zur Schuld sich bekennt —
Versöhnt reicht' ich dir meine Rechte,
Der Federkrieg wär' für immer zu End'!

Und wär' für meine Stammesbrüder
Im Vorurteil nicht befangen dein Blick,
So nähm' von Herzen gern ich wieder
Auch mein geharnischt Trutzgedicht zurück.

Zum Lebewohl der letzten Zeile,
Für mehr gebricht es mir an Ruh' und Zeit.
Und willst du wissen, warum ich eile:
Wir haben eine Riesenwäsche heut!"

Kurz darauf erhielt Fräulein B. Hansjakobs neuestes Werk mit der Widmung:

„Der schneidigen Dame, welche die besten Verse macht, die ich je von einem weiblichen Wesen gelesen, und dabei noch die Wäsche besorgt. Mit Hochachtung Hansjakob, Pfarrer."

Nun machte Fräulein B. den Schluß so:

„Mach auf, Hansjakob, ich bin da
Und klopf' an deine Thür!
Ich störe dich? Ein bißchen? Ja!
Ach, dann verzeihe mir!

Ich bringe meinen wärmsten Dank,
Und das ist wahrlich wenig;
Wer solche Perlen spenden kann,
Ist reicher als ein König.

Dein geistreich Schaffen würzte mir
Schon manche schöne Stunde,
Der biederen Sprache lauschten wir
In fröhlich trauter Runde.

Ich hätte diesen letzten Gruß
Zu Prosa gern verrichtet;
Errätst du wohl, warum ich dich
Noch einmal angedichtet?

Frau Poesie so lobesam
Haßt Dame Etikette;
Mit dir das liebgewohnte Du —
Das fand ich gar zu nette."

Es ist nicht Unkenntnis der weiblichen Seele, noch viel weniger Unterschätzung, was den Dichter Hansjakob zu einem Streiter gegen Ausschreitungen, Begehrlichkeiten und Anmaßungen macht. Wer die Magdalene im „Vogt auf Mühlstein", wer die Afra geschildert, wer eine Herzeleide mit seiner Dichtung verklärt und den versöhnenden Schluß gefunden hat, der muß einen hohen Begriff von dem Heldensinn, von der Selbstverleugnung und Größe des Frauenherzens haben.

Hansjakob war in der Heilanstalt Illenau zu Anfang des Jahres 1894 eben heimisch geworden und einigermaßen erstarkt. Da besuchte ihn seine Schwester Philippine, die Vorsteherin seines Hauswesens, „so unverändert, als ob ich im Bade wäre. Sie hat sich in dieser Zeit von

Anfang an starkmütig gezeigt. In schweren Stunden sind die Frauen in der Regel stärker und vernünftiger als die Männer. Das Christentum allein aber hat die Frau dazu befähigt, und alles, was die Religion Jesu Christi an Geduld, Starkmut, Hingebung, Treue, an feinem Gefühl und Takt in die Welt gebracht hat, ist niedergelegt im Herzen des religiösen Weibes. Unsre Zeit und ihre Erziehung giebt sich alle Mühe, das Weib zu entchristlichen und ihm eine ‚klassische' Bildung zu geben. Die Folgen davon sind religionslose Frauen und damit der Untergang der Religion in der Familie und der Sittlichkeit in der Gesellschaft, welche zurücksinken wird ins Neuheidentum mit all der Schmach und all der Entwürdigung, die das Weib im alten Heidentum erduldete. Religionslose Frauen sind darum ein Unglück für Familie und Nation und ein Unglück für ihr eignes Geschlecht; — sie sind ihres Geschlechtes größte Feinde."

Der übermodernen, der emanzipationssüchtigen Frau gilt Hansjakobs aufrichtige Feindschaft. Aus den Tagen der Größe des Römervolkes stamme der Grabstein einer Frau, erzählt er im „Abend-

läuten“, ein Grabstein, der in unsrer Zeit ausgegraben worden sei. „Auf ihm steht also geschrieben: Hier liegt Ammone, die Frau des Markus. Sie war gut und schön, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, häuslich und sparsam.“

„Wenn man heute einer ‚besseren Kulturdame‘ den Leichenstein ehrlich beschreiben wollte, so müßte es heißen: Hier liegt Lilli, die Gattin eines dummen Mannes. Sie war weder schön noch gut, eine fleißige Radfahrerin, ein Freigeist, möglichst viel außer dem Hause und hat für Putz und Vergnügen ausgegeben, was ihr in die Finger kam.“

Auch ehrliche Bewunderer der Frauen räsonnieren ja, wenn sie hinter den schleppenden, den Gehsteig fegenden, staubaufwirbelnden Kleidern marschieren müssen; sie schimpfen und sind froh, wenn sie mit solchen Damen zusammentreffen, die mit jener eigenartigen Handhaltung bemüht sind, die Kleider etwas hoch zu halten; ja, sie räsonnieren, ohne gerade so explosiver Natur zu sein.

Wer von der Frauenwelt nicht ganz versöhnt sein sollte, der lese in Hansjakobs neuester Schrift „In der Karthause“ Aussprüche wie die folgenden: „Die Männer sind, wie ich schon oft gesagt,

eben die geborenen Egoisten, und was dem lieben Ich irgendwie im Wege steht, das ist unbeliebt und muß weichen, selbst wenn's die kranke Frau wäre. — Hier haben wir einen jener Punkte, in denen die Frauenwelt die Männer himmelweit übertrifft, weil ihre Liebe ehrlicher, aufrichtiger, tiefer und tausendmal opferfähiger ist als die der Männer." — „Wahrlich, die Wibervölker sind doch bisweilen die besseren Menschen!" — „Gelobt habe ich mir im Innersten meiner Seele, nie mehr etwas gegen die Wibervölker zu sagen oder zu schreiben."

Es ist oben gesagt worden, wie Hansjakob seine Schrift „Abendläuten" als die letzte bezeichnete, welche der geliebten Heimat und den Anwohnern des Kinzigthales gewidmet ist. Ein neues Buch von ihm ist zu Weihnachten 1900 erschienen unter dem Titel: „In der Karthause".

Das Buch ist dem Oberbürgermeister Dr. Winterer in Freiburg gewidmet aus Dankbarkeit dafür, daß er dem Verfasser einen stillen Platz in der Karthause eingeräumt hat. Das ging so zu. Ein Vorgänger des heutigen Bürgermeisters, ein Vorgänger, der im vierzehnten Jahrhundert regierte,

rief von Basel her die Karthäuser in die Stadt, um sich, wo sie wollten, eine Heimat zu bauen. In der Waldeinsamkeit oberhalb der Stadt wählten



Karthause.

sie ihren Sitz. So entstand die Karthause, zu der Hansjakob während der Studentenzeit oft hinaufsah wie zu einem verwunschenen Waldschloß. Mannigfach waren die Schicksale der Karthause, ihrer Wälder und Güter. Ende des achtzehnten

Jahrhunderts kam sie in Privatbesitz. Neuerdings erwarb die Stadt Freiburg das Anwesen und machte daraus ein Heim für ihre Armen. Was er suchte, fand Hansjakob hier: Ruhe, Einsamkeit, schöne Natur und gute Luft. Ein Altersheim wollte er hier für sich gründen. So gingen durch Mietvertrag ein paar Zimmer auf ihn über, „so wurde ich Karthäuser".

Kurze Spaziergänge führen den neuen Karthäuser in den nahen Wald, oder begnügt er sich, im Kreise der Armenhäusler sich in die Sonne zu setzen und ihren Erzählungen zuzuhören. „Wenn die Karthause ein Kurort oder eine Pension für bessere Leute und bessere Stände wäre, würde ich mich nie um eine Klause hier oben bemüht haben und nicht gegen gute Bezahlung hier eingezogen sein. Die armen und alten Menschenkinder, die jetzt hier wohnen, sind stille, friedliche Nachbarn, die mich noch keine Sekunde gestört oder geärgert haben und durch ihre Bresten mir täglich die Hinfälligkeit unsers Menschseins predigen."

Ein Teil des Buches ist ähnlich wie „Abendläuten" der Abwehr gewidmet. Es gilt der Abwehr von Eingriffen, die als Kränkungen

der amtlichen Stellung empfunden werden; aber auch der Abwehr von solchen Eingriffen in das Heiligtum des Menschenlebens, die von dem einseitigen Betrieb der Naturwissenschaften und des Fortschritts in der Industrie herrühren. Die allzu hoch eingeschätzten Naturwissenschaften seien es, „welche dem herzlosen, brutalen, stolzen Mammon an seinem Triumphwagen, den er eben durch die Welt führt, den stärksten Vorspann leisten. Sie haben, diese hochgerühmten Wissenschaften, nicht bloß Gott aus der Natur verbannt, sie treiben auch die Poesie aus ihr fort und aus den Herzen der Menschen jeden idealen Zug, selbst die Liebe zur Heimat."

Und wenn er die Armenhäusler von ihrem Lebensgang erzählen läßt, so ist der Schwarzwalddichter wieder da angekommen, von wo er vor zwanzig Jahren ausgegangen: die Schicksale auch des unbedeutendsten Menschen weiß er zu überliefern und mit dem Lichte seiner Poesie zu verklären. Das Wohlthuendste von allem aber ist ihm hier oben das Alleinsein; „dieses Alleinseins Seligkeit aber ruht in dem Menschsein."

Es ist wahr, ziemlich mühsam hat sich in

der letzten Zeit das Erdenwandern Hansjakobs gestaltet. „Aus meinen kranken Tagen habe ich noch das mitgenommen, daß mir der Tod lieb ist, wann immer er kommt, ob heute oder morgen oder übers Jahr.“ — In seinem Paradies in Hofstetten hört er von vier Uhr des Morgens an das Dengeln (Schärfen) der Sensen, mit denen die Mähder nun hinausgehen wollen, um Gras und Blumen abzumähen. „Es will Sommer werden, der Frühling ist vorüber. Ich stehe im Herbst, und der große Mähder dengelt seine Sense auch schon, mit der er mein Leben zum Tode niederlegt. Ich vernehme sein Dengeln fast täglich, aber es erschreckt mich nicht. Ja, ich sage: Dengle, dengle nur zu — dengle zur ewigen Ruh'!“ — „Ja, es ist viel wert, von diesem Leben nichts mehr zu hoffen und zu fürchten haben. Drum ist der Tod, als solcher angesehen, ein Heilmittel, und die alten Heiden meinten, er sei eine Gabe der Götter.“

Hansjakobs Sterbefertigkeit erinnert an das, was Seneca wunderbar schön sagt: „Was ist das Herrlichste? Eine Seele, bei allem Unglück stark und gefaßt. — Was ist das Herrlichste?



Waldkapelle bei Haslach
für Herrn Stadtpfarrer
Dr. Hansjakob

Nicht ins Herz kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel erheben reine Hände. — Was ist das Herrlichste im Menschenleben? Jeden Augenblick zum Sterben bereit sein. Das macht frei. Frei aber ist, wer nicht ein Sklave von sich selbst bleibt." — „Ich werde sterben! Damit sagst du: ich werde aufhören, sterblich zu sein." —

An derselben Stelle, wo seine Strohhütte auf der Brand bei Hofstetten steht, ist Hansjakob eben jetzt im Begriff, auf eigene Kosten eine Kapelle zu bauen, welche seine Grabstätte umschließen soll. So denkt er, dermaleinst in einer Seitennische des Kinzigthales zu ruhen und im Tode noch über die Stätten seiner Jugendzeit hinzublicken. Dermaleinst! — Indessen bleibt der Dichter zur Freude des gesamten deutschen Volkes rüstig bei seiner Aufgabe, wenn er wieder und wieder mahnt, dem stets höher sich entfaltenden Kulturleben männliche Tugenden zu erhalten, das Gute und Alte nicht einebnen und abschleifen zu lassen; wenn er die vertrockneten Gewissen aufrüttelt; wenn er nicht müde wird, uns in duftumwobenen Bildern vom Aufseufzen, Kämpfen und Dulden, vom Obsiegen und Jubilieren der Menschenseele zu erzählen. —

Man pflegt sich, wenn man eine Reihe von Bildern von einem und demselben Maler überblickt, zu fragen: Mit welchem anderen Maler hat diese Darstellungsweise wohl am meisten Aehn-



Hofstetten.

lichkeit? So auch bei einem Geschichtenerzähler, so auch bei unserm Schwarzwalddichter: Welchem von den andern, von den früheren Erzählern nähert sich Hansjakob am meisten mit seiner Manier und seiner Weltanschauung? Ist er mit Auerbach oder Rosegger zu vergleichen? Macht ihn schmerzge-

borener Humor zu einem Verwandten von Fritz Reuter? Geht er nicht in vielem denselben Weg wie Jeremias Gotthelf? Wenn das nicht, so hat er doch manches mit Erckmann-Chatrian gemein. Der zeichnet uns in seiner „Geschichte eines Bauern" auch so eine urbehagliche Stube in den „drei Tauben" im lothringischen Dorfe der Baracken bei Pfalzburg; dort sitzt der selbstbewußte Schmied und Gastwirt Hans Leroux, dort verkehrt der Pfarrer Christoph und jener hugenottische Hausierer. —

Von ungemeinem Werte müßte es sein, wenn wir Bericht darüber hätten, ob denn unsere Volksschriftsteller in den Hütten des Landvolks ebenso bekannt seien, wie in den Litteraturblättern und allenfalls bei den Bürgerklassen der Städte.

Von einem alemannischen Landsmann Hansjakobs, der mit ihm den naiven Realismus teilt, von Hebel, wissen wir, daß er populär geworden, bis in die untersten Schichten durchgedrungen ist. Dasselbe gilt für eine gewisse Umgrenzung auch von Bitzius (Jeremias Gotthelf). — „Gucket an! Das ist der, der die schönen Bauernbücher schreibt," hört Hansjakob häufig hinter sich rufen,

wenn er durch die Dörfer und Höfe seiner Heimat schreitet.

Auerbachs Dorfgeschichten in ihren verschiedenen Auflagen sind bis jetzt sämtlich von dem gewöhnlichen belletristischen Publikum konsumiert worden. — Ueber die eigentümliche Art, wie das Volk seine Lektüre wählt, sagt Auerbach in „Schrift und Volk": „Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selbst neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben."

Auerbach ist zum Erzähler von der Natur bestimmt und geweiht. Seine Dorfgeschichten sind frisch und gesund; er weiß den Stoff zu veredeln, ohne unwahr zu werden. Nur da und dort kommt er zu übertriebener Empfindsamkeit, zu einer für Dörfler unglaublichen Ueberspanntheit der Gefühle, zu mehr gutherzigen als wahrscheinlichen Ausgleichen herber Konflikte. Herz und Gemüt spielen bei ihm die erste Rolle.

Denn er ist erst von der Höhe der heutigen Bildung allmählich zum Volksschriftstellertum gelangt.

Wohl steht auch Hansjakob als Gelehrter herrschend über dem niederen Volkstum, aber er verkehrt täglich und mit Vorliebe unter ihm, hat sich immer selbst wieder ins Bauerntum hineingestellt, er braucht nicht herabzusteigen zu seiner Technik und Taktik; alles das und dazu noch Bauerndiplomatik, Härte, Ueberhebung, Intrigue, Familienglück und Familienleid sind ihm vertraute Sache. Die Leute sind gewohnt, ihn als ihresgleichen zu betrachten. So ist er populär geworden und hat unter allen Volksschriftstellern am meisten Aussicht, die Wirkung zu erzielen, die Gottfried Keller so kennzeichnet:

„Wenn die Bewohner der Bauernhütten erfahren, daß ihr Herz gerade auf die gleiche Weise schlägt, wie das der feinen Leute; wenn sie sehen, daß ihre Liebe und ihr Haß, ihre Lust und ihr Leid so bedeutungsvoll sind, wie die Leidenschaften der Prinzen und Grafen; wenn der kräftige Bauernbursche fühlt, daß seine Faust ihr bestimmtes Gewicht und Ansehen hat, daß seine frischen Augen im

Lande so guten Schein geben als irgend andere Augen; wenn die einsame graue Großmutter weiß, daß ein Dorfkirchhof so gut eine adelige Burg der Trauer und des geheimnisvollen Schicksals ist, wie der Kreuzgang der alten Abtei; wenn das ländliche Dirndchen merkt, daß sein Kränzchen grüner ist und höher im Werte steht als manches andere: — dann wird endlich jene Sucht nach Vornehmheit wie ein trüber Nebel verschwinden; aus manchem vornehmen Feldverderber, der jetzt nicht Fisch und nicht Vogel, nicht Herr und nicht Bauer ist, wird dann ein tüchtiger Ackersmann werden, wenn die Vorurteile verschwunden sind, und er nicht mehr gemeiner zu werden braucht, indem er endlich den Zwilchrock anzieht und die Hand wirklich an den Pflug legt."

Nirgends schlägt Hansjakob tiefere Töne an, nirgends bringt er brennendere Farben zur Verwendung, als wenn es sich darum handelt, der Bauernschaft das Rückgrat zu stärken. —

Ein rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen, unleugbaren Sinn für Haushalt und Leben des Volkes, für Durchdringung ländlicher Zustände besitzt im höchsten Maße der Pfarrer Bitzius

von Lützelfluh im Emmenthal (Kanton Bern), als Schriftsteller bekannt unter dem Namen Jeremias Gotthelf († Okt. 1854).

Feindschaft gegen jede Art von Bureaukratie, Lust sich aufzulehnen gegen Juristen und Regierende überhaupt, Bekämpfung jeder Unsitte in Mode und Brauch, gegen den Unsamen, der durch die Kultur kommt, das alles hat der reformierte Pastor mit dem katholischen Geistlichen, hat Bitzius mit Hansjakob gemein.

Und dazu malt Bitzius seine Leute mit allem Schmutze ihres Kostüms in größter Treue. „Er sticht mit seiner kräftigen, scharfen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, ladet es auf seinen litterarischen Karren und stürzt denselben mit einem saftigen Schimpfwort vor unseren Füßen um: gute Ackererde, Gras, Blumen und Unkraut, Kuhmist und Steine, vergrabene köstliche Goldmünzen und alte Schuhe, Scherben und Knochen, alles kommt zu Tage, stinkt und duftet in friedlicher Eintracht durcheinander.“

„Bitzius ist äußerlich ein solider geistlicher Herr; sobald er aber die Feder in die Hand nimmt, führt er sich so ungebärdig und leidenschaftlich, ja

unanständig auf, daß uns Hören und Sehen vergeht. Aber in diesem Falle gewinnen die echten Liebhaber nur dadurch; sie erhalten um so unverfälschtere Ware.“ (Gottfried Keller.)

Wenn Bitzius so aus voller Seele und zugleich mit Meisterhand formend die Sache des gesunden Volkstums verficht gegen Liederlichkeit und Narrheit, so ist es nur zu beklagen, daß er in seinem puritanischen Barbarismus, in seiner Intoleranz den künstlerischen Aufbau, harmonisches Ebenmaß, Technik, Kritik, Aesthetik allzusehr verachtet. Die Allgemeingenießbarkeit leidet unter diesem Mangel bewußter Zucht. — „Die Natur schenkt manchem die poetische Ader und unterbindet sie am Handgelenk.“

Unter diejenigen hervorragenden Söhne unseres Volkes, welche Untersuchungen über bäuerliche Verhältnisse zum Mittelpunkt ihrer historischen Ausführungen gemacht haben, gehört in vorbildlicher Weise Justus Möser, der Schreiber der „Patriotischen Phantasien“ und Verfasser der Geschichte seines Heimatlandes Osnabrück. In unvergleichlicher Weise weiß er scherzend die Wahrheit zu sagen, wenn er zu Felde zieht gegen die Verkehrtheiten

in Mode und Sitte. Wie es heute Hansjakob thut, so geht J. Möser darauf aus, das Standesbewußtsein der Bauernschaft zu heben, den kleinen Handwerkerstand zu Ehren zu bringen, bei der Erziehung Verflachung und Liederlichkeit fernzuhalten.

Von vielen der Besten sind ähnliche Bestrebungen ausgegangen und es mag ja sein, daß zusammenklingende Töne, verwandte Farben sich herausfinden lassen; aber bald ist es mit dem Vergleichen, mit dem Zusammengehen auf einem und demselben Wege vorbei; so eigenartig wie Hansjakob führt keiner den Pinsel, so unbeirrt zieht keiner hin auf selbstgewählter Bahn; mit keinem braucht er zu teilen, von keinem zu entlehnen; er ist, um mit einem seiner Kritiker (Rud. Schäfer) zu sprechen: Ein Eigener, ein Ganzer!

* * *

Von dem braven Johann Gottfried Seume besitzen wir ein ausgezeichnetes Reisewerk: „Spaziergang nach Syrakus im Jahr 1802“. Der kerndeutsche, vielverkannte Mann, dessen Stolz es war, der Wahrheit mit rücksichtslosem Freimut zu dienen, schritt, den Tornister auf der Schulter, zu Ende des Jahres 1801 aus den

Thoren von Leipzig. Vier Monate später stand der rüstige Fußgänger auf dem Gipfel des Aetna und Ende Juli 1802 war er nach Leipzig zurückgekehrt. — Von seiner Betrachtungsweise sagt Seume selbst in einem der vielen Gedichte, die aus dem Anblick der Mutter Natur entsprungen sind:

Und rund umher las ich das schöne Buch
Der Schöpfung, jauchzend, Spruch für Spruch.

Als leitenden Gedanken für sein Fußwandern stellt Seume den Satz auf: „Wer zu Fuße geht, sieht im Durchschnitt anthropologisch und kosmisch mehr, als wer im Wagen fährt."

Heute reisen die meisten Leute weder zu Fuß noch zu Wagen; ja der Durchschnittsmensch hat ein Mittel gefunden, die unmittelbare Anschauung in der Masse zu genießen, herdenweise auszuziehen in der Gesellschaftsreise.

Wären Unternehmungslust und Neigung allein maßgebend, so würde beim Reisen zweifellos Hansjakob dem Beispiel des Spaziergängers nach Syrakus folgen. Wo aber die Bresten des Körpers das Marschieren verbieten, da muß an Stelle des Spaziergangs die Spazierfahrt treten.

Tagbuchblätter über eine Spazier-

fahrt sind es auch, welche uns die auf Weihnachten 1901 erscheinende Schrift: „Verlassene Wege“ bietet.

Nur Eines behält Hansjakob mit seinem Vorgänger Seume gemein: das Alleinsein auf der Reise; das unbeirrte Insichaufnehmen und Verarbeiten aller Eindrücke, die rege Anteilnahme an jedem Menschenlos, dessen Lust oder Wehe dem Herzen des Reisenden entgegentritt. —

Am 17. Juni 1900 ist Hansjakob auf der Straße nach Waldkirch aus Freiburg hinausgefahren nnd am 4. Juli ist er zurückgekehrt. An Stelle des Titels „Verlassene Wege“ hätte der Verfasser auch setzen können: „Spazierfahrt von Freiburg im Breisgau über den Bodensee nach den Donaustädten Riedlingen und Munderkingen.“

Ein glänzendschöner Sommersonntag sei es gewesen, erzählt Hansjakob, an dem er seine Reise angetreten. „Mein Reisekoffer, kein kleiner, weil ich nichts vermissen kann von dem, was ich zu Hause gewohnt bin, wurde aufgeladen und unter dem eleganten Trab der Pferde rollte der Wagen mit mir davon.“

Wegen der üppigen Art seines diesmaligen Reisens macht sich Hansjakob stille Vorwürfe. Aber er tröstet sich wieder. — „In meiner Familie hat sich das Sparen nicht vererbt, darum hat sie auch weit mehr leichtlebige und leichtsinnige Individuen produziert, als solide und sparsame."

„So fuhr denn auch ich in alt Hansjakobischer Art heute leichten Sinnes durch die Straßen sparsamer Ehrenmänner zur Stadt Freiburg hinaus und dem Elzthale zu."

Für das Nachtquartier sind zum voraus schon einzelne Pfarrhäuser bezeichnet, wo Hansjakob sicher ist, ungestört durch Schreien, Lärmen, Klingeln, Telegraphenzittern und Hundegebell der Ruhe pflegen zu können. Nach diesem Betracht könnte man die Reise auch betiteln: Von Pfarrhaus zu Pfarrhaus.

Bei einer Spazierfahrt giebt es naturgemäß viele Haltestellen und diese Haltestellen sehen einander alle mehr oder weniger ähnlich. So kommt der Tagbuch- und Reiseerzähler in die Gefahr, eintönig zu werden. Aber bald wendet sich das, die Darstellung wird köstlich, sobald die Spazierfahrt in die Bahnen führt, welche schon in früheren Lebensjahren begangen worden sind.

Donaueschingen; — wir wissen, wie Hansjakob nach dem Staatsexamen seine Verwendung im Jahr 1864 am Gymnasium hier gefunden hat. — „Das kleine Häuschen, in dem ich damals wohnte, hatte ein neues Röcklein, sonst war es das gleiche geblieben.“ — „Mein unmittelbarer Nachbar war der fürstliche Bibliothekar Barack, der kürzlich als Oberbibliothekar in Straßburg aus dem Leben schied. Wir wurden bald gute Freunde. In seinem kleinen Gärtchen saßen wir oft an den Sommerabenden des Jahres 1864, tranken Bier und redeten dazu von allem, was des gebildeten Menschen Herz bewegt.“

„Ich habe dem liebenswürdigen und gelehrten Manne, der zehn Jahre älter war als ich, viel zu verdanken. Er und der Archivar des Fürsten, von Schreckenstein, als Archivdirektor in Karlsruhe gestorben, haben mich vieles gelehrt, was ich vorher nicht wußte. Sie haben mich aber auch verführt, den „Doktor zu machen“, was ich damals für eine Großthat ansah.“

Einen anderen alten Bekannten suchte Hansjakob in Hüfingen auf, den Maler und Volks-

schriftsteller Lucian Reich, der auf dem Gymnasium in Rastatt in den fünfziger Jahren Zeichenlehrer gewesen. Unser Reisender meint, die Lage, in der er den alten Lehrer getroffen, habe ihn an den Ausspruch Napoleons I. erinnert: „Um als armer Teufel zu sterben, genügt es, ein braver Mann zu sein.“ Und doch konnte der verlassene alte Lehrer unserem Hansjakob eine Art litterarischen Schatzes ausliefern; „ein Schriftstück, das Lucian Reich vor wenigen Jahren von einer Sterbenden erhalten hatte. Er meinte, ich könnte es am besten verwerten, da ich auch ein junger Achtundvierziger gewesen und von dorther ein Herz hätte für die alten Achtundvierziger.“

Das überlieferte Schreiben ist der letzte Brief eines im Jahr 1849 in Rastatt standrechtlich Erschossenen. — Der Feldwebel Joseph Kilmarx war zur Zeit der badischen Militärrevolution im Frühjahr 1849 in Rastatt ein sehr beliebter Vorgesetzter gewesen. So wurde er zum Offizier gewählt. Als aber die Festung kapitulieren mußte, nahmen ihn die Preußen gefangen und das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode. Am 8. Oktober sollte er erschossen werden. Kurz vorher schrieb

er noch an seine Braut einen herrlichen Brief. Furchtlos und gefaßt ging er in den Tod.

Magdalene aber, seine Braut, obwohl in dem Abschiedsbrief auf zarteste Weise ihres Versprechens entbunden, zeigte sich eines solchen Bräutigams würdig. Sie blieb ihm treu ihr Leben lang und auf seinem Grab legte sie alljährlich am Todestage einen Kranz nieder. Nach allen Bitternissen des Lebens kam sie ins Spital nach Hüfingen. Vor dem Sterben übergab sie dem Ehrenmann Lucian Reich ihr höchstes Kleinod, den Abschiedsbrief ihres Joseph. — Die ganze, in trübe Zeit zurückführende Episode samt dem Briefe giebt Hansjakob ausführlich wieder.

Südlich der Landschaft Baar, durch die Hansjakob eben fuhr, liegt der Randen, ein rauher Juraklotz, der ein Verbindungsglied bildet zwischen dem Schweizer Jura und der Schwäbischen Alb; östlich vom Randen aber gegen den Bodensee hin liegt der Hegau. Alle drei Landschaften: Baar, Randen und Hegau sind voll altväterischer kleiner Städte mit Thoren, Türmen, merkwürdigen Giebelhäusern und Dynastensitzen; der Hegau allein zählte vor dem dreißigjährigen Krieg mehr als 50 Burgen und Edelsitze.

Reiche Ausbeute aller Art bot sich hier dem forschenden Auge unseres Reisenden. Das Städtchen Blumberg ist gespalten zwischen Altkatholiken und römischen Katholiken und zwar sind letztere in der Mehrzahl. Dennoch wurden die Altkatholiken in den Besitz der eigentlichen großen Pfarrkirche gesetzt. — „Ich bin kein Feind der Altkatholiken," bemerkt Hansjakob dazu, „weil ich jedem Menschen seine religiöse und politische Ueberzeugung lasse, aber daß die Mehrheit der Gemeinde eine Notkirche, die Minderheit aber die Pfarrkirche besitzt, finde ich nicht recht."

Der Kutscher Konrad hat die üble Gewohnheit, im Wirtshaus zu verraten, wer sein Passagier sei. Auch in dem kleinen Städtchen Blumenfeld hat er geplaudert, während sein Herr die wunderbar erhaltene Burg betrachtete. Ins Wirtshaus zurückgekehrt, sah sich deshalb Hansjakob von der Wirtin aufs herzlichste begrüßt: sie habe schon soviel von ihm gelesen und freue sich jetzt doppelt, ihn zu sehen; denn beim Lesen habe sie immer gedacht, „das müsse doch ein kurioser Herr sein."

„Diese Schlußworte der Frau freuten mich;

denn in der That gehöre ich zu den kuriosen Menschen, zu den Sonderlingen unserer Zeit. Heutzutag muß sich ein Mensch im öffentlichen Leben irgend einer Partei verschreiben und zwar mit Haut und Haar. Dreht und bürstet er auch nur ein einziges Haar nach der Seite einer anderen Partei, so fällt man über ihn her."

„Da ich zu jenen dummen und unklugen Leuten gehöre, die nicht mit dem Strom schwimmen und an jeder Partei Gutes und Schlechtes finden und das offen sagen, so stoße ich bald bei dieser, bald bei jener Partei an und jede läßt mich dann durch die Gassen ihrer Presse Spießruten laufen oder lobt mich, je nachdem meine Aeußerungen in ihren Kram passen."

Und nun geht's in den Hegau hinein, mit seinen spitzen Kegelbergen, seinen waldigen Hügeln und grünen Thälern, ein heiteres und fröhliches Stück Land, wie kaum ein zweites auf deutschem Boden. — Da sitzt der Posthalter Munding in der Stadt Engen, der beste Landwirt des ganzen Gaus; „er ist heute ein Achtziger, leitet seinen Betrieb noch allein und gleicht in seiner äußeren Erscheinung einem Staatsminister a. D. oder

besser einem mittelalterlichen Nürnberger oder Ulmer Ratsherrn." — „Am wenigsten wollte er, der auch Ordensritter ist, begreifen, daß ich einen Orden abgelehnt." Auf diese Ablehnung eines Ordens geht nun Hansjakob näher ein.

Aber da blinkt ja die erste Welle des Bodensees; — „ich halte auf dem Marktplatz von Radolfszell und politisiere und wollte eigentlich direkt in das friedliche Pfarrhaus fahren." Hansjakob fand denn auch das Absteigequartier, das Pfarrhaus. Das erste aber, was er von hier aus unternahm, war ein Besuch in „dem Gebäude, welches mich zum Ehrenbürger von Radolfszell machte." Bald stand Hansjakob vor dem Amtsgefängnis. „Die guten Gefängniswärtersleute, welche mich einst hier aufnahmen und so liebenswürdig gegen mich waren, sind längst in einer anderen Welt."

„Wehmütig und stille schaute ich in die Zelle, in der ich 6 Wochen sorgenlos und leichten Sinnes zubrachte." In der That, wenn man sich Hansjakobs Erzählung: „Im Gefängnis" vergegenwärtigt, möchte man glauben, es sei für jedermann wünschenswert, von Zeit zu Zeit der Sammlung wegen ins Gefängnis gebracht zu werden.

Zum Mittagessen war Hansjakob wieder im Pfarrhaus. Der Pfarrer ist ein Jugendfreund und hat ein wunderbares Gedächtnis für unseres Hansjakobs Anschauungen und Aussprüche. — „So erinnerte er mich wieder an eine meiner pastorellen Thaten, die ich gänzlich vergessen hatte und die ganz den jungen Hansjakob kennzeichnet.“ — Neben seinem Lehramt hatte nämlich Hansjakob in Waldshut auch noch die kleine Bergkaplanei zu besorgen. —

„Ein Mädchen vom Lande, das mich öfters in der Bergkaplaneikirche hatte predigen hören, kam zu mir auf meine Stube und trug vertrauensvoll das Folgende vor: sie möchte gerne heiraten, aber in ihrem Gebetbuch stünde eine so große Lobrede auf die Jungfräulichkeit, daß sie immer wieder Bedenken bekomme, das auszuführen, was sie selbst und ihre Eltern wünschten. Ein braver Bursche, der ihr wohl gefällt, habe um sie angehalten, aber sie könne keinen Entschluß fassen, weil ihr jeden Sonntag, wenn sie in der Kirche das Gebetbuch aufmache, das Gebet über die Jungfräulichkeit in die Augen komme und sie wieder stutzig mache.“

„Ich ließ mir nun das Gebetbuch geben, riß das Blatt, welches die Skrupeln hervorrief, heraus, gab der Heiratslustigen das Buch zurück mit den Worten: „So, Jungfer, das Gebet will ich für mich behalten, und Ihr gehet jetzt heim und heiratet.“

„Glücklich über diesen Rat ging das Mädchen von dannen. Nach einem halben Jahr begegnete ich ihr wieder auf der Straße. Sie kam auf mich zu, gab mir die Hand und sprach: „I dank au viel mol für den guate Rot, i han Euch g'folget und bin ganz glücklich.“ — „Und ich war froh, zu diesem Glück beigetragen zu haben.“

Im Anblick des Sees denkt Hansjakob auch an den Aufstand der Seebauern im Jahre 1809. Damals war der größere Teil des Bodenseeufers württembergisch und die Bewohner erhoben sich gegen den König Friedrich von Württemberg, der ob seiner Gewaltthätigkeit bei ihnen „König Herodes“ genannt wurde.

Von Radolfszell geht es nach Ueberlingen; von da zum Heiligenberg und nach Pfullendorf. — „Das tägliche lange Fahren in frischer Luft bekommt mir sehr gut. Ich fühle mich gekräftigt,

und trotzdem ich fast jede Nacht ein anderes Lager habe, ist mein Schlaf befriedigend. Die Ruhe in den Pfarrhäusern trägt aber ein wesentliches dazu bei. In Pfullendorf bin ich aber am Ende meiner Pfarrbekanntschaften und mit Wehmut dachte ich diesen Morgen (25. Juni) an meine nächtliche Zukunft in den Hohenzollernschen Landen."

Bei Mengen wird württembergischer Boden betreten; vom Bussen blickt hell und licht das Kirchlein ins Land; durchs Donauried geht es auf der Dauphinestraße Riedlingen zu. Hansjakob ist damit ins Gebiet der ehemaligen österreichischen Donaustädte gekommen. — „Von der Ferne schauen aus einem Seitenthal die Türme des Klosters Zwiefalten; gleich darauf erscheinen vor mir die von Obermarchthal." — „Die Mönche wissen, wo es schön ist."

In Untermarchthal bei den barmherzigen Schwestern wurde der Reisende ganz gegen seinen Willen zurückgehalten und zwar durch einen bedenklichen Schüttelfrost. Bischof Keppler, eben auf einer Firmungsreise begriffen, besuchte hier den Bettlägerigen.

Gute Pflege brachte indes den Reisenden

bald wieder auf die Beine. Um Weitzmanns willen geschah es besonders, daß er Munderkingen besuchte. — „Weitzmann war eine gerade, ehrliche Schwabennatur, kein Schmeichler und kein Katzbuckler, derb, bitter, leider auch bisweilen trivial, aber ein Satiriker und Humorist bester Qualität. Darum sah ich heute mit Vergnügen des Dichters schöne, alte Schwabenstadt und bedauerte, daß der Satiriker so wenig galt in ihr.“ Auf dem Wege von Munderkingen zurück nach Untermarchthal setzte sich der Bischof zu Hansjakob in den Wagen, „hinter uns drein die Vertreter der Stadt Munderkingen, die dem Oberhirten das Geleite geben wollten.“

„Ich bin ein mittelmäßiger Pfarrer und hätte zu einem Bischof keine einzige der hiezu nötigen Eigenschaften, weder an Frömmigkeit, noch die Weisheit, noch die Klugheit. Aber als ich heute sah, mit welchem Ballast von Förmlichkeiten, Komplimenten und Rücksichten ein solcher Mann umgeben ist, sagte ich im stillen: Um keinen Preis möchte ich an solcher Stelle stehen.“

Jetzt befand sich der fahrende badische Pfarrer im richtigen Schwabenland, und sofort lernte er

auch die Schwaben von zwei außerordentlich bezeichnenden Seiten kennen. — „Ich fragte einen Bauersmann in Zwiefaltendorf, wie weit es sei nach Gammertingen. Wenn ich ihn gefragt hätte, wie weit es sei nach Peking, hätte er kein fremderes und unwissenderes Gesicht machen können. — Das hab' ich überhaupt gefunden im Schwabenland, daß die Leute, ob Bauern oder Gebildete, über Entfernungen, die über ihre Oberamtsstadt hinausgehen, nicht Red' und Antwort stehen können."

Richtig; aber zum langsamen Aufrollen der Entfernungsvorstellungen gesellt sich zuweilen noch eine sonderbare Art von Mißtrauen allen Fragern gegenüber. Dagegen sind die Schwaben schnell fertig damit, ihr eigen Sach gegen die Pracht der ganzen Welt herauszustreichen; und darauf bezieht sich eine weitere Auskunft, die Hansjakob heute erhielt. — Mit einem Bauersmann aus Zwiefalten stand Hansjakob vor der dortigen herrlichen Klosterkirche. „Ihr Zwiefaltener habt aber eine stolze Kirche," sprach der badische Pfarrer zum Bauern. Der aber lächelte trocken und sprach: „Do därfet Freiburg und Köln nit na." —

„In Wahrheit, wenn ich ein Preuße wäre oder mehr Sympathie für preußische Dinge im Leibe hätte, ich würde heute aufgejauchzt und gesungen haben: Ich bin ein Preuße, sehet da die stolze Preußenburg!" — So lauten Hansjakobs Worte, als vor seinen Augen, verklärt im Sonnenlicht, Burg Hohenzollern sich erhob, keck und kühn, wie es preußische Art ist.

Als er die Burg betreten hat, deren Inneres einen so ernsten und hochadeligen Eindruck macht, meint Hansjakob: nur die Thorwache stimme nicht zum Ganzen; Landsknechte sollten dastehen oder geharnischte Reisige mit Schwert und Speer. „Wenn mich das Los träfe, ein preußischer Hauptmann zu sein und mit meiner Kompagnie auf den Hohenzollern verlegt zu werden, ich würde gerne ewig Hauptmann bleiben und auf jedes Avancement verzichten, wenn ich immer da oben wohnen dürfte."

Aber Eines fehle auf der Kaiserburg, fährt Hansjakob fort, eine Erinnerung an den großen Kaisermacher Bismarck, ohne den die preußischen Hohenzollern weder die Kaiserkrone, noch Deutschland seine Einheit erreicht hätten, der

ohnedies für seine mühevolle Arbeit nicht den gebührenden Lohn empfing, nicht einmal „in den Sihlen“ sterben durfte.

Eine köstliche Anekdote weiß er zu erzählen aus der Zeit des Jahres 1866, da die Württemberger die Länder Hohenzollern okkupiert hielten.

„Vor uns liegt wie ein Märchenbild, wie ein Berggeist in den Abruzzen, wie eine Phantasiestadt auf einer Weihnachtskrippe — das alte Städtchen Haigerloch.“

Im Weiterfahren kommt Hansjakob bei der Annäherung an Nordstetten auf Auerbach zu sprechen; weiter auf das grüne Neckarthal und die herrliche Lage der Stadt Horb.

Nach kurzem Aufenthalt in Freudenstadt, wo schon die Hochsaison eingesetzt hatte, geht es hinab an den heimatlichen Fluß, an die Kinzig. — Stille fährt er an Haslach vorüber und hat am 3. Juli das Paradies von Hofstetten erreicht. — „In diesen Augenblicken, am 3. Juliabend des Jahres 1900, beschloß ich, den Bau der von mir schon oft an dieser Stelle geplanten Feldkapelle auszuführen.“

„In meinem „Abendläuten“ sprach ich schon

davon, hier eine Waldkapelle zu errichten. Ein katholischer Rechtsanwalt in Schlesien sandte mir 5 Mark und ein Protestant aus Frankfurt ebensoviel zu meinem Baufond; ein Beweis, daß beide christlichen Bekenntnisse mit meinem Plan einverstanden sind."

Am Abend des folgenden Tages war der fahrende Pfarrherr wieder zu Hause am Franziskanerplatz in Freiburg.

* * *

Lange fehlte bei der Masse der Gebildeten die ästhetische Wertschätzung der Natur. Erst allmählich machten sich die inneren Vorbedingungen zum Umgang mit der Natur, die Liebe zu ihr geltend.

So war wohl der Sinn für das Reisen geweckt, aber die äußeren Mittel fehlten noch. Welches Aufsehen machten noch die italienischen Reisen Goethes! — Noch brauchte man lange Zeit und reichliches Reisegeld, um auf den mangelhaften Straßen verhältnismäßig kleine Strecken zurückzulegen.

„Das Alphabet und die Buchdruckerpresse allein ausgenommen," sagt Macaulay, „haben

diejenigen Einrichtungen, welche die Entfernungen verkürzen, unter allen Erfindungen das meiste zur Zivilisation des menschlichen Geschlechtes beigetragen."

Als zu Ende der dreißiger Jahre die erste Kunde von Eisenbahnen aus England herüberdrang, da ahnte man noch nicht, daß das, was bis daher ein Vorrecht für die Reichen und guten Fußgänger gewesen war, zum Gemeingut Aller werden sollte, — der Blick in die Welt, das Schauen ihrer Wunder, das herzerhebende Wandern durch die Bildergalerien unseres lieben Herrgotts. Und darin liegt zugleich ein neuer, die Stände gleichmachender, die Unterschiede zwischen den Menschenkindern ausgleichender, wenn man will, demokratischer Zug.

„Seit Jahren unfähig, auch nur eine halbe Stunde zu gehen," fand Hansjakob nur in der Rückkehr zu der aristokratischen Gewohnheit des Fahrens im Reisewagen die Möglichkeit, auf Entdeckungsreisen von neuen Schönheiten des Heimatlandes auszuziehen. In der Ferne war er ja gewesen, in Italien, Frankreich, in den Niederlanden, in vielen Gebietsteilen der Alpen

und Oesterreichs, aber die heimeligen Winkel des Vaterlandes, seine Berge und Hügel, seine Flüsse und Bäche, Altes und Neues in der Baukunst und in den Denkmalen der Menschengeschichte, — sie gehen doch über Alles.

So ist es Hansjakob durch seine Spazierfahrt, durch seine Momentphotographieen wohl auch gelungen, von neuem den Sinn für das Reisen im engeren Heimatlande zu wecken.

* * *

Noch eine andere Schrift von Hansjakob ist eben erschienen: „Aus dem Leben eines Glücklichen“. (Jos. Roth, Stuttgart und Wien) 47 Seiten. — Der Glückliche ist ein Steinklotz, der oben im kühlen Walde zwischen den Tannen liegt, oberhalb der Karthause in Freiburg. Vom fernen Urgebirge ist er hierher getragen worden und weiß zu erzählen von der Eiszeit, von der Steinzeit, von den vorweltlichen Tieren und von den Tagen, da die ersten Menschen in gar ärmlichem Dasein auftraten. Dann sei das Christentum gekommen, das Denken und Forschen.

So weit war der Stein gekommen mit seinem Erzählen; da mischte sich der Karthäuser ein mit Gegenrede und Frage. Um das Glück der Sterblichen drehte sich der Disput.

* * *

Als Gegenstück wird noch erscheinen: „Aus dem Leben eines Unglücklichen.“ — In Vorbereitung befindet sich ein größeres Werk Hansjakobs, das bei Adolf Bonz u. Comp., Stuttgart, voraussichtlich zu Weihnachten 1902 unter dem Titel: „Letzte Fahrten“ erscheinen wird.



Anhang.

Verzeichnis von Heinrich Hansjakobs sämtlichen Schriften.

1) Die Grafen von Freiburg im Kampfe mit der Stadt. 1867. (Wörl, Zürich.)
2) Die Salpeterer, eine religions-politische Sekte auf dem Schwarzwald. 1867. 3. Auflage 1896. (Herder, Freiburg.)
3) Hermann von Vicari, Erzbischof von Freiburg. 1868. (Wörl, Zürich.)
4) Der Waldshuter Krieg. 1868. 2. Auflage 1901. (Zimmermann, Waldshut.)
5) Auf der Festung. 1870. 3. Aufl. 1899. (Weiß, Heidelberg.)
6) Aus dem Gefängnis. 1873.
7) Das Narrenschiff unserer Zeit. 1873. 2. Auflage.
8) Der Herr und sein Diener. 1873.
9) In Frankreich, Reiseerinnerungen. 1874.
10) Herrmann, der Lahme, von der Reichenau. 1874.
11) In Italien. 1874.
Nr. 6—11 im Verlag bei Kirchheim, Mainz.
12) In der Residenz. Erinnerungen eines Landtagsabgeordneten. 1878. (Vergriffen.)

13) In den Niederlanden. 1878. 2. Auflage 1900.
14) Aus meiner Jugendzeit. 1880. 6. Auflage. 1901.
15) Aus meiner Studienzeit. 1885. 3. Auflage 1896.
16) Wilde Kirschen. 1888. 5. Aufl. 1900.
17) Dürre Blätter. 1890. 3. Aufl. 1896.

Nr. 13—17 im Verlag bei Weiß, Heidelberg.

18) Der Sozialdemokrat kommt! (Von einem alten Dorfpfarrer.) 1891. 15 Auflagen.
19) Der schwarze Berthold. Der Erfinder des Schießpulvers und der Feuerwaffen. Eine kritische Untersuchung. 1891.
20) St. Martin als Kloster und Pfarrei. 1890.

Nr. 18—20 im Verlag bei Herder, Freiburg.

21) Schneeballen. 3 Bände (Reihen) 1892 und 1893. 4. Aufl. 1901. (Weiß, Heidelberg.)
22) Unsere Volkstrachten. 1893. 5. Auflage. (Herder, Freiburg.)
23) Aus kranken Tagen. 1894. 3. Auflage 1900.
24) Ausgewählte Schriften. 1895 ff.
25) Bauernblut. 1896. 3 Auflagen.
26) Leutenant von Hasle. 1895. 3. Aufl. 1900.

Nr. 23—26 im Verlag bei Weiß, Heidelberg.

27) Kanzelvorträge für Sonn- und Feiertage. 1893. (Herder, Freiburg.)

Ferner in demselben Verlage Fastenvorträge und zwar:

28) Die wahre Kirche Jesu Christi. Sechs Vorträge. 2. Aufl. 1887.
29) Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche. Sechs Vorträge. 2. Aufl. 1888.
30) Jesus von Nazareth. Sechs Vorträge. 2. Aufl. 1890.
31) Meßopfer, Beicht und Kommunion. Sechs Vorträge. 2. Aufl. 1891.
32) Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung. Sechs Vorträge. 2. Aufl. 1892.
33) Sancta Maria. Sechs Vorträge. 2. Aufl. 1893.
34) Im Paradies. 1897. (Weiß, Heidelberg.)
35) Waldleute. 1897. 4 Auflagen.
36) Der steinerne Mann von Hasle. 1897. 3 Auflagen.
37) Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin. 1898. 3 Auflagen.
38) Erzbauern. 1898. 3 Auflagen.
39) Abendläuten. 1899. 3 Auflagen.
40) In der Karthause. 1900. 3 Auflagen.
Nr. 35—40 im Verlag bei A. Bonz & Comp.

Zu Weihnachten 1901 erscheint, ebenfalls bei A. Bonz & Comp. in Stuttgart:

41) Verlassene Wege. 1902.

